

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Belehrende und unterhaltende Geschichten]

[urn:nbn:de:bsz:31-309741](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-309741)

Bellinzaghi.

1. Das Gericht der Carbonari.



egen Ende des Jahres 1820 ward es um Mitternacht in einer sonst unbewohnten Villa nahe bei Turin lichterhell und lebendig. Als von den Thürmen der Stadt fern her der zwölfte Glockenschlag ertönte, traten zwölf Schwarzgekleidete, schwarze Larven vor dem Antlitz, in den dunkel getäfelten, alterthümlichen Saal der Villa und setzten sich schweigend an eine lange, mit schwarzem Tuch überzogene Tafel. An den beiden einander gegenüberstehenden Thüren des Saales stellten sich je zwei riesige Wächter in Köhlertracht, blinkende Beile in den Fäusten, auf, und nachdem auch von der großen Saaluhr der zwölfte Schlag verklungen war, erhob sich der Vorsitzende von seinem etwas erhöhten Stuhle und sprach mit feierlicher Stimme: „Die Zahl der Richter ist voll. Ich frage, ob die Verhandlung beginnen kann.“

Die übrigen Elf nickten schweigend zu, und der Präsident winkte den Wachen mit dem dumpfen Rufe: „Vor!“ —

Sofort trat durch die Thüre zur Rechten ein Mann von vornehmer Haltung in der Tracht der damaligen Edelleute, verneigte sich tief vor den Richtern und ward von der Wache bedeutet, auf einem der drei Stühle, welche eiliche Schritte vor der Richtertafel standen, Platz zu nehmen. Ihm folgte eine in dunkle Seide gekleidete Dame von bezaubernder Schönheit, welche noch erhöht ward durch den theils schwermüthigen, theils herausfordernden Blick ihrer Augen. Sie grüßte das Gericht mit einer anmuthigen Neigung des Hauptes und setzte sich etwas entfernt von dem Edelmann, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, auf den mittlern der drei Stühle. Endlich ward durch die linke Saalthüre ein Priester hereingeführt, dessen kühn geschnittenes, bleiches Antlitz einen Blick voll verzehrender Leidenschaft auf die Dame warf. Auf den Wink der Wache nahm er, nachdem er sich vor dem Tribunal erfurchtsvoll verneigt hatte, den Stuhl zur Linken ein. —

Jetzt erhob sich der Vorsitzende des Gerichtes und sprach: „Beide Herren sind Mitglieder der Carbonaria, die Dame als Gemahlin des Einen eine Verwandte unseres Bundes. Leistet ihr den Eid, euch dem Spruche der Bundesabgeordneten zu unterwerfen, oder leistet ihr ihn nicht, Graf Arizzio?“

Der Edelmann erhob sich, legte die Rechte auf seine Brust und rief:

„Ich schwöre es auf das Evangelium!“

„Pater Bellinzaghi?“ fragte der Präsident weiter, und der Priester folgte alsbald dem Beispiel des Grafen. —

„Gräfin Julia Arizzio?“ fragte der Präsident zum dritten Mal.

Die Gräfin stand auf und entgegnete: „Nachdem die beiden Männer Unterwerfung geschworen haben, was Anderes bleibt dem schwachen Weibe übrig?“

„Gilt diese Erklärung an Eidesstatt?“ fragte der Präsident mit mildem Ernste.

Nach einigem Bedenken, während dessen der Priester ihr einen bittenden Blick zugeworfen hatte, sprach die Gräfin festen Tones:

„Ja, an Eidesstatt!“ —

„Ihr habt geschworen auf das Evangelium,“ hob der Präsident wieder an, „Ihr werdet erinnert an die unerbittliche Strenge, womit die Carbonaria den Meineid bestraft. Graf Arizzio, tragt eure Klage vor!“

Der Aufgerufene trat neben seinen Stuhl, dessen Lehne er mit kraampfhaftem Griff der Linken faßte und begann:

„Ich klage gegen den Priester Bellinzaghi auf frevelhaften Einbruch in das Heiligthum meiner Ehe. Seit wenigen Wochen ein unerlaubtes Verhältniß zwischen ihm und meiner Gemahlin ahnend, begab ich mich, als sie mich abwesend wädhnten, auf die Lauer und überraschte das Paar im Boudoir meiner Gemahlin, wie sie sich so eben unter Umarmung und Kuß von einander verabschiedeten. Auf der Stelle würde mein Degen mir Genugthuung verschafft haben, hätte mir Bellinzaghi nicht mit kaltem Hohn das Zeichen der Carbonari entgegengehalten und mich dadurch erinnert an die beschworne Pflicht, das Blut keines Bundesgenossen zu vergießen, sondern selbst die schwersten Kränkungen von Seiten eines solchen dem Spruch der Obern anheimzustellen. Der Angeklagte wird seine Schuld nicht läugnen können. Er wird zugeben müssen, daß er seine Stellung als Beichtvater meiner Gemahlin auf's Empörendste mißbraucht und damit auch einem der Hauptzwecke der Carbonaria, die Reinheit der Sitten zu fördern,



Seiſtet ihr den Eid, auch dem Spruche der Bundesabgeordneten zu unterwerfen, oder leiſtet ihr nicht, Graf Arzizio?

af seine
weiter,
el des
nt zum
achdem
haben,
g?"
gte der
riefter
ch die
" hob
rt an
onaria
Klage
dessen
e und
i auf
Ehe.
hältniß
begab
af die
meiner
g und
Stelle
aben,
das
b da-
Blut
selbst
lchen
An-
nnen.
g als
miß-
e der
dern,

auf's Gewissenloseste zuwidergehandelt hat. Meine Gemahlin mag gleichfalls ihr Urtheil aus dem Munde der Obern entgegennehmen. Ich wüßte mich zu trösten, selbst wenn ich sie heute zum letzten Mal sehen sollte.“

Nach dieser schweren Anklage, die mit mühsam erzungener Mäßigung vorgetragen worden, rief der Vorsitzende den Priester zur Verantwortung auf.

„Ich läugne keineswegs,“ begann dieser lecken Tons, „daß ich mich der Liebe dieser edlen Dame erfreue und daß ihr sogenannter Gemahl und wirklich bei einem zärtlichen Abschied überrascht hat. Doch wisset, ich habe ältere Rechte auf Donna Julia, als er. Heimlich waren wir bereits verlobt zu der Zeit, wo ich als angehender Rechtsgelehrter noch eine Reise auf berühmte Universitäten des Auslandes unternahm, um die letzte Hand an meine wissenschaftliche Ausbildung zu legen.“

Als ich aber in die Heimat zurückkehrte, fand ich meine Verlobte dem Grafen Arizzio angetraut. Kaum sechszehn Jahre alt, war sie von ihrem Vater, dem der Graf mit einer großen Summe aus der Noth geholfen, zu dieser Heirath gezwungen worden. Da ich aus ihren Briefen erlah, daß sie ihr Verlöbniß mit mir Jedermann verschwiegen hatte, faßte ich einen Plan, der mich auf völlig unverdächtige Weise in ihre Nähe bringen sollte, und traf durch eine vertraute Dienerin die nöthige Verabredung mit ihr. Plötzlich warf ich mich auf das Studium der Theologie und arbeitete so rastlos, daß ich schon nach zwei Jahren als Priester eingekleidet wurde. Meinen zahlreichen Verbindungen gelang es, mir an einer der Hauptkirchen Turins eine Anstellung zu verschaffen, wo mein Ruf als Prediger binnen Kurzem so fest gegründet war, daß er meiner Geliebten nun wirklich den unverdächtigen Anlaß bot, mich zum Beichtvater zu verlangen. Haben wir denn also gestrevelt, daß wir, unsere ältern Rechte auf einander geltend zu machen, der Macht des Goldes die List entgegenstellten? Ist das von Donna Julia erzwungene Ehegelöbniß gültig vor Gott und gerecht urthellenden Menschen? Soll eine bloße Zeremonie Gewalt haben, zwei einander angehörende Herzen für immer zu trennen? Nach den Grundsätzen der Carbonaria gilt kein kirchlicher Zwang. Vor ihrem Richterstuhl machen wir geltend jenes höhere Menschenrecht, welches keine Satzung der Sterblichen je zu tilgen vermag.“

Mit liebevollem Stolz hiengen die Blicke der Gräfin an dem kühnen Redner, als sie selber vom Präsidenten zur Vernehmlassung aufgefordert ward. Sie erhob sich erregt von ihrem Sitze, schaute mit blitzenden

Augen auf die Richter hin und sprach mit klangvoller Stimme:

„Bellinzaghi hat die Wahrheit gesagt, nur aber Eines vergessen. Schon im ersten Jahr meiner erzwungenen Ehe hielt Graf Arizzio, von jeher als Wüßling bekannt, neben mir eine Maitresse, die ich in unserm Palast, sogar an der Tafel dulden mußte. Und dieser Mensch beruft sich auf die Heiligkeit der Ehe? Sagt doch an, ihr Obern der Carbonari, die ihr das lautere Evangelium an die Stelle der Menschensatzung zu setzen trachtet, ob der Ehebruch ein Vorrecht des Mannes und ob die Gattin ihm Treue schuldig sei, selbst wenn er Tag für Tag vor ihren Augen die eheliche Treue mit Füßen tritt? Ich lache dieses angemessenen Vorrechtes. Ich betrachte jedes Band, welches mich an Graf Arizzio fesseln sollte, für aufgelöst. Dazu ihr Herren Richter, erbitte ich euere Zustimmung, zumal ihr ja selber die Lehre von der Unauflöslichkeit der Ehe verwerfet. — Zwingt, ihr Männer der Freiheit, zwingt diesen Elenden, mir meine Freiheit zurückzugeben. Dann können Bellinzaghi und ich auch jetzt noch vollführen, was wir uns vorgenommen, außerhalb des Vaterlandes unsere Ehe zu vollziehen. Fern von Italien wird er das Priestergewand ablegen, und ich werde mich glücklich fühlen, statt Gräfin die Gattin eines Rechtsgelehrten zu sein.“

Beend vor Wuth wollte der Graf erwidern, brachte jedoch, da der Vorsitzende mit abwehrender Gebehrde Schweigen gebot, nur einen abgebrochenen Laut hervor worauf der Präsident fragte: „Wünscht Einer der Richter noch weitem Aufschluß?“ Keiner meldet sich, und der Präsident befiehlt: „Die Parteien treten ab.“

Eine bange Stunde brachte jede der drei theilhaftigen Personen einsam in einem kostbar ausgeschmückten Gemache zu, bis die Parteien zur Anhörung des Urtheils vorgerufen wurden.

Mit kraftvoller, doch ruhiger Stimme eröffnete der Präsident nach ihrem Eintritt folgenden Spruch:

„Die Carbonaria, in Betracht, daß ihre Zwecke den persönlichen Wünschen der Mitglieder stets vorgehen müssen, und daß durch keinerlei Aufsehen erregendes Aergerniß die Aufmerksamkeit der Behörden auf Angehörige ihres Bundes gelenkt werden darf, befiehlt der Gräfin Arizzio, bei ihrem Gemahl zu bleiben und ihr Verhältniß mit dem Priester Bellinzaghi aufzugeben. Der Graf Arizzio ist angewiesen bei seinem Eid die Gräfin Julia als seine Gemahlin in vollen Ehren zu halten und seine Maitresse sofort aus dem Hause zu entfernen. Die Erfüllung dieser

Pflichten zu überwachen, wird ihm die Carbonaria ein Mitglied als Kammerdiener bestellen. Bellinzaghi hat dem Priesterstande zu entsagen und sich zum Dienst der Carbonaria in's Ausland zu begeben. Die nähern Instruktionen empfängt er sofort in seinem Wartzimmer. Ungehorsam würde an jedem der beiden Carbonari mit dem Tode bestraft, an der Gräfin Arizzio mit lebenslänglicher Gefangenschaft."

2. Der seltsame Kostgänger.

In Wintertbur lebte damals ein Lehrer, welcher ein Kosthaus hielt und besonders junge Handelsbesessene aufzunehmen pflegte. Zu diesem kam wenige Monate nach der vorher erzählten Begebenheit einer der vornehmsten Kaufherren des Städtchens und bat ihn, gestützt auf Empfehlung eines großen Bankhauses in London, um Aufnahme eines Italleners, der etliche Jahre mit Privatstudien in der Schweiz zubringen möchte. Derselbe habe sein großes Vermögen bei jener Londoner Bank angelegt und erhalte von dort jährlich mehrmals beträchtliche Summen, die er für seine beabsichtigten Studienreisen brauchen werde. Da ein namhaftes Kostgeld versprochen ward, willigte der Lehrer ein und am folgenden Morgen stellte sich der Italiener vor, ein hoher, ganz in Dunkelbraun gekleideter Mann mit blassem, geistreichen Gesichte, unter dem uns schon bekannten Namen Bellinzaghi. Es war auch wirklich jener ehemalige Priester, nur daß sein Auge nicht mehr so frei und kühn schaute, sondern in unheimlichem Feuer glühte und ein tiefer Schmerz seinen Schatten auf die sonst so kecken Züge warf. Der neue Kostgänger sprach das Deutsche hinreichend, um sich der schlichten Familie verständlich zu machen und den Eindruck seiner Bildung hervorzubringen, was ihm denn auch sofort ein mit Respekt gemischtes Zutrauen gewann. Nachdem er auf dem ihm angewiesenen einfachen Zimmer seine Siebensachen geordnet, schrieb er sofort an das Bankhaus in London die Adresse, an welche fortan Gelder und Briefe zu senden seien, worauf er den Brief selbst zur Post trug und dann die Umgebungen des Städtchens in Augenschein nahm. Von einem anmuthigen kleinen Hügel, der Hohwacht, herabschauend, murmelte er vor sich hin: „Wie das Alles da unten so ruhig philisterhaft in seinem Geleise geht! Wüßten sie doch, welch eine Schlängenei die Carbonaria in dieses Hühnerneß gelegt hat! Kommt wohl bald Einer, mich zu überwachen? Nun, wenn ich die Bundesgelder an die Grenze von Piemont bringe, den Aufstand vorzubereiten, wer sollte merken, wenn ich acht Tage zuvor

Damit winkte der Präsident zur Abführung der drei, welche sich bleich und stumm verneigten, der Graf mit bitterm Aerger, Julia und Bellinzaghi mit Verzweiflung im Herzen.

Schon graute die Dämmerung, als das gräßliche Paar in seinem Wagen die einsame Villa verließ, während Bellinzaghi noch von einem Bevollmächtigten des Gerichtes seine Instruktionen entgegennahm. —

vort bin, meine Julia wiederzusehen? Ein geistvolles Weib, schlau zum Entzücken! Da stellt sie sich fränklich, um in Airolo die Alpenluft genießen zu können, und ihr Gemahl ist froh, wenn sie nur unter gutem Vorwand lange fort bleibt! Zum Glück ist ihre Jose nicht minder schlau und hat unsere Korrespondenz bis jetzt geschickt zu vermitteln gewußt. Ob sie wohl meinen Brief erhalten hat, den Brief, welcher das erste süße Wiedersehen einleitet? Muth, Muth! Es muß gelingen, und gelingt es nicht, dann" . . . damit hob der Einsame drohend die Faust, ließ aber dieselbe, als erwachte er aus einem Traume, plötzlich wieder sinken und begab sich langsamen Schrittes in das Städtchen hinab. Acht Tage später, während deren er sich meistens still auf seinem Zimmer gehalten, theilte Bellinzaghi der Hausfrau mit, er werde die Umgegend des St. Gottthard bereisen, um dort Mineralien zu sammeln. Mit einer von Gold strotzenden Reisetasche bestieg er den Postwagen und legte in sieberhafter Spannung des Gemüthes den langen Weg zurück. In dem Gasthause von Airolo aber, wohin er bestellt war, fand er Julia nicht mehr, statt dessen einen Brief von ihrer Hand, der ihm meldete, der überwachende Kammerdiener des Grafen habe sie plötzlich sammt der Jose nach Turin zurückgeholt. Man denke sich die Wuth des Getäuschten! —

„Habt ihr Wind bekommen?“ knirschte er. „Verdammt! Aber die Hütte der Carbonaria, wo ich das Gold abzuliefern habe, liegt zu nahe bei Airolo, und— Bellinzaghi könnte die Gräfin zufällig auf der Durchreise treffen, dachten die Obern. Daß euch der Teufel! Endlich hab' ich es satt, diesen Fanatikern als willenloser Knecht zu dienen. Soll mir Julia verloren sein, so will ich auch meine Rache dafür nehmen.“

Die Hütte, von welcher Bellinzaghi nach dem eigenthümlichen Sprachgebrauch des Geheimbundes redete, war der Ortsverein der Carbonari in Rocco, einem sardinischen Dorf am Fluß Toce, dessen Priester er die mitgeführte Summe übergeben sollte. Diese Summe war zur Anschaffung von Waffen für die Carbonari von

österreichisch Italien bestimmt, deren Erhebung gegen die verhasste Fremdherrschaft vorbereitet wurde, nach dem es am 12. März 1821 der Carbonaria gelungen war, den Prinzen von Carignan auf den Königsthron Sardiniens zu erheben. Genau am bestimmten Tage traf Bellinzaghi bei dem Priester ein und wurde von dem begeisterten Patrioten mit Entzücken empfangen. „Schon siehe,“ berichtet derselbe, „die Waffenlieferung an der Grenze gegen die Lombardei bereit und harre nur der Bezahlung, um alsbald der nächsten lombardischen Hütte zur Vertheilung übergeben zu werden.“ In die begeisterten Hoffnungen des Priesters scheinbar einstimmend, brachte Bellinzaghi bald heraus, welche von der Carbonaria als Führer des Aufstandes bezeichneten sich heimlich bereits auf österreichischem Gebiete befänden, unter ihnen auch ein gewisser Graf Arizzio. „Aus Turin?“ fragte Bellinzaghi mit verstellter Ruhe.

„Ja wohl,“ versicherte der Priester, „derselbe, dessen holde Gemahlin im Februar durch unser Dorf reifte, die kalten Lüfte von Airolo zur Heilung eines hitzigen Fiebers einzuathmen und vor wenigen Tagen wieder hier durch nach Turin zurückkehrte. Die Dame soll immer noch leidend ausgesehen haben. Armer Arizzio!“ „Heilige Unschuld!“ dachte Bellinzaghi mit einem

3. Der Italienslehrer.

Im April des Jahres 1821 langte aus Wien ein Zeitungsblatt an, bei dessen Durchlesen Bellinzaghi in ein triumphirendes Gelächter ausbrach. Es ward darin gemeldet, daß der Erhebungsversuch der Carbonari in der Lombardei im Keime erstickt worden, da man sich der geheimen Führer noch bei Zeiten habe bemächtigen können. Die Gefangenen, unter denen auch Graf Arizzio genannt war, seien sämmtlich erschossen worden. „Jetzt nur noch ein Brief von Julia, die mir ja nach der verfehlten Zusammenkunft schon einmal hieher geschrieben hat,“ jubelte Bellinzaghi; „dann wollen wir der allmächtigen und allwissenden Carbonaria schon noch ihre Beute entreißen!“ Und wie gewünscht, so geschehen! Es pocht an der Zimmerthür, und auf das laute „Herein!“ stellt der Hausherr den neuen Italienslehrer des Städtchens vor, welcher Privatunterricht zu erteilen gedenke, vor allen Dingen aber den einzigen Landsmann dahier, von dem er vernommen habe, zu besuchen eile. Mit diesen Worten ließ der Kostgeber die beiden Herren allein.

Bellinzaghi blickte den Landsmann forschend an und machte das Zeichen der Carbonari, welches jedoch

beifälligen Blick auf den Priester, indem er beifügte: „Der edle Graf bringt der guten Sache in der That ein schweres Opfer, daß er sich, während seine Gemahlin der Gesundheit ermangelt, in Feindesland den äußersten Gefahren aussetzt.“

Im weitern Verlauf des Gesprächs von allen Unternehmungen der Carbonari in der Lombardei genau unterrichtet, verabschiedete sich Bellinzaghi auf's Herzlichste von seinem „guten Vetter,“ wie die Carbonari sich gegenseitig zu nennen pflegten, um wieder nach Winterthur zurückzukehren. In Zürich, welches damals Vorort war, hielt er sich aber zwei Tage auf, und man sah ihn eines Morgens mit freudig funkeln den Augen aus dem Hotel des österreichischen Gesandten treten. Seinen Kostgebern in Winterthur stellte er dann eine Menge der prächtigsten Krystalle zur Schau, die er in Airolo gekauft hatte, wußte auch gar Merkwürdiges zu berichten über die Schwierigkeiten, womit das Auffuchen derselben verbunden gewesen sei. Von da an aber kamen nicht selten Briefe und Geldsendungen, welche mit dem großen Siegel des österreichischen Gesandten versehen waren, worüber der Lehrer und seine Hausfrau in immer größeres Erstaunen geriethen. —

derselbe nicht zu verstehen schien, sondern ihm freundlich lächelnd die Hand reichte und begann: „Herr Bellinzaghi, ich bin ein mittelloser Verwandter der Jose, welche das engste Vertrauen der Gräfin Arizzio genießt, und habe ihnen einen Brief zu überreichen.“

Mit verbindlichem Danke bot Bellinzaghi dem Italienslehrer einen Stuhl, indem er den Brief vorläufig in seine Rocktasche schob, und erkundigte sich einläßlich nach den Umständen des Herren Bernardi, wie sich der Ankömmling nannte.

„Wie ich höre,“ bemerkte dieser unter Anderm, „dürfte der Unterricht im Italienischen hier freilich noch keine sichere Existenz gewähren; aber ich wäre auch gerne noch zur Uebernahme anderweitiger Beschäftigungen geneigt z. B. soll für hiesige Post ein Gehilfe gesucht sein, welcher des Italienischen, Französischen und Englischen mächtig wäre, eine Eigenschaft, die ich mir ohne Ueberhebung beilegen darf. Hätten sie nicht unter der hiesigen Kaufmannschaft, Verbindungen, durch welche sie mich für diese Stelle empfehlen könnten?“

„Aber dann die Lektionen im Italienischen?“ warf Bellinzaghi ein.

„Man sagte mir, es sei hier Sitte entweder Morgens früh oder spät Abends, wo ich von den Postgeschäften frei wäre, Privatunterricht zu nehmen.“

„Nun denn!“ entschied Bellingaghi, „etwelche einflußreiche Bekanntschaften hab' ich allerdings und werde mich für Sie verwenden.“ „Dafür,“ sagte der Italienschlehrer aufstehend, „will ich sie jetzt auch nicht länger vom Lesen des bewußten Briefes abhalten.“

Beim Abschiede lud Bellingaghi den bescheidenen

mich auf die Polizei, wo ich Alles erzählte und, darauf gestützt, die Verhaftung des carbonarischen Kammerdieners nebst einer Sicherheitswache verlangte, was mir auch gewährt wurde, da der neue König sich bereits von den Carbonari losgesagt hat. Leider war der Kammerdiener, als ich mit der Wache anlangte, spurlos verschwunden. Doch mögen die Carbonari immerhin Rache brüten; am 15. Mai erwarte ich dich in Airola, um nie mehr von dir zu scheiden.“



Da plötzlich kracht ein Schuß. Mit durchbohrter Stirne stürzt Bernardi zu Boden.

Mann zu öfterm Besuche ein, welcher Einladung derselbe mit Vergnügen Folge zu leisten versprach.

Kaum war die Thüre hinter Bernardi geschlossen, so erbrach Bellingaghi mit zitternden Händen den Brief, dessen Adresse die theuern Schriftzüge Julius zeigte. Immer freudiger wurden seine Mienen während des Lesens, bis er plötzlich laut ausbrach: „Da steht es denn abermals, o Himmel: „Ich bin frei. Den Grafen Arizcio hat der Tod im Dienste der Fanatiker, die uns so süßlos trennten, ereilt!“ —

Weiter meldete die Geliebte: „Sofort auf die offizielle Todesnachricht ließ ich anspannen und begab

Trunken von Glück, zählte Bellingaghi von nun an Tage und Stunden bis zum ersehnten Augenblicke des Wiedersehens, vergaß jedoch dabei nicht, sich gelegentlich für Bernardis Anstellung zu verwenden. Durch den reichen Kaufmann, der ihm einst seinen Kostort verschafft hatte, war er mit den vornehmen Kreisen des Städtchens hinlänglich vertraut geworden, um auf ihre Gefälligkeit rechnen zu dürfen, und so erhielt denn Bernardi seine Postanstellung binnen kurzer Frist. —

Nicht selten ließ der träge, hektische Postmeister den fleißigen Gehülfsen die Geschäfte allein besorgen. Da

war es denn aber seltsam, wie der sonst so sanfte, stille Mann an drei verschiedenen Tagen zornig mit dem Fuße stampfte und ein dumpfes „maleddetto!“ hervorrief. Das geschah, so oft ein an Bellinzaghi adressirter Brief mit dem Siegel der österreichischen Gesandtschaft unter seine Hände kam. Noch auffallender war, daß keiner dieser Briefe an Bellinzaghi abgegeben ward, so daß derselbe sich über das unerklärliche Schweigen des Gesandten ernstlich zu beunruhigen anfing. —

Schon begann der Mai, und Bellinzaghi dachte an seine Reise nach Airola, als ihn Bernardi eines Abends zum Gegenbesuch einlud mit dem Bemerkten, er habe von einem Freunde aus Neapel etliche Flaschen ächten Lacrima Christi erhalten, welche er nicht ohne seinen einzigen Landsmann in Wintertsur anstechen wolle. Ungeheimelt von dem Namen des köstlichen vaterländischen Weines, sagte Bellinzaghi mit Vergnügen zu und erschien zur verabredeten Stunde auf dem Zimmer Bernardi's. Der Wein war wirklich das ächte Kind des feuerspeienden Vesuv. Unter heitern Gesprächen von der schönen Heimath hatten sie so eben die zweite Flasche geleert, als Bernardi plötzlich einsilbig zu werden begann und zuletzt stumm vor sich niedersah.

„Ei, mein Freund, woher auf einmal die Leichenbittermiene?“ fragte Bellinzaghi lachend. „Vertragen sie den edelsten Nebensaft Italiens nicht mehr?“

Jetzt blickte der Angeredete auf, sah Bellinzaghi mit durchbohrenden Blicken an und machte das Zeichen der Carbonari.

Entsetzt fuhr Bellinzaghi zurück, faßte sich jedoch schnell wieder und fragte mit erkünsteltem Staunen: „Guter Vetter, warum stich erst jetzt zu erkennen geben und bei unserer ersten Begrüßung das Zeichen des Bundes misgachten?“ „Das sollst du alsbald erfahren,“ versetzte Bernardi mit Bitterkeit. „Ich bin nicht der Vetter der Jose, sondern der ehemalige Kammerdiener des Grafen Reizzio, ein Oberster der Carbonaria. Als Donna Julia mich wollte verhaften lassen, verbarg ich mich im Postgebäude von Turin, dessen Angestellte größtentheils dem Bunde angehören. Alle Briefe der Gräfin an dich waren geöffnet und abgeschrieben worden zu Händen der Obern. Den letzten Brief übergab einer der Angestellten mir, worauf beschloffen ward, ich solle ihn dir persönlich überbringen, um dich, der du des Verrathes verdächtig geworden, zu überwachen. Sieh hier den unwiderleglichen Beweis deines Verrathes!“

Damit legte Bernardi die geöffneten Schreiben der österreichischen Gesandtschaft vor, die er als Postgehilfe unterschlagen hatte.

„Ha, Verräther!“ fuhr Bellinzaghi auf und zuckte seinen Dolch; doch zu gleicher Zeit hielt ihm Bernardi eine geladene Pistole entgegen und sprach: „Der Tisch steht zwischen uns. Ehe mich dein Dolch erreicht, hast du meine Kugel im Kopfe. Wozu überigens unnöthigen Lärm? Segen wir uns wieder. Ich habe noch Wichtiges mitzutheilen.“

Bellinzaghi, der sofort überlegte, daß er ja in der kleinen Schweizerstadt vor den Carbonari sicher sei, gehorchte schweigend und Bernardi fuhr fort: „Du hast also, da dir der geschwätzige Priester in Rocco alles mitgetheilt, die Führer des lombardischen Aufstandes an Oesterreich verrathen. Auf den Fall hin aber, daß du dessen überwiesen würdest, haben dich die Obern zum Tode verurtheilt.“ „Welches Urtheil indessen,“ höhnte Bellinzaghi, „glücklicherweise hier nicht vollzogen werden kann.“

„Es wird vollzogen,“ grockte Bernardi. „Binnen 24 Stunden bist du des Todes.“

„Sie sprechen in Räthseln, mein Herr!“

„Die Lösung des Räthsels besteht darin, daß dieser Lacrima Christi, den wir zusammen getrunken haben, vergiftet ist.“

„Bernardi, der Wein redet aus Ihnen; denn sie vergessen, daß Sie in diesem Falle mit mir sterben müßten.“

„Ich habe zuvor die entsprechende Dosis Gegengift genommen, und du weißt, Bellinzaghi, daß unsere Obern über treffliche Chemiker und Aerzte verfügen. Dies Gegengift ist als sicher erprobt.“

Bellinzaghi stand auf: „Euch bitte ich nicht um Euer Gegengift. Von Euch will ich keine Gnade. Ich gehe zum Tode mit der Gewißheit, daß Julia mich an Euch rächen wird. Auf Euern Bund aber, dem ich hiemit feierlich entsage, wird die Geschichte den Fluch legen, weil Eure Zwecke ideal und Eure Mittel höllisch sind, weil Ihr in dem Wahn, der Menschheit Glück zu fördern, mit kaltem Fanatismus Menschenherzen zertretet.“

Ohne Gruß verließ Bellinzaghi hierauf das Gemach und trat nach kurzem Gange durch die nächtlichen Gassen in das Speisezimmer seines Kostgebers, der noch mit einigen Freunden beim Glase saß. —

„Was ist Ihnen, Herr Bellinzaghi?“ fragte der Lehrer theilnehmend, als er die verstörten Züge des Eintretenden wahrnahm.

„Trübe Nachrichten aus der Heimath!“ erwiderte dieser tonlos. „Ich wünsche mich zur Ruhe zu geben.“

Die Nacht verlief ungestört. Da aber Bellinzaghi

nicht zum Frühstück kam, klopfte die Magd an die Thüre seines Zimmers, worauf er rief: „Ich lasse den Hausherrn zu mir bitten.“

Erschrocken trat derselbe ein und fragte den noch in der Bette Liegenden nach seinem Begehren.

„Ich kann nicht aufstehen,“ erklärte Bellinzaghi, „meine Füße sind gelähmt.“ Dann eröffnete er dem Lehrer sein ganzes Schicksal und schloß: „der Tod rückt von unten herauf ohne Schmerz, nur als ein starrender Frost. Senden Sie den Brief dort auf dem Schreibtische noch schnell ab. Holen Sie keinen Arzt. Mein Grab soll auf dem hiesigen Friedhof sein. Einen Priester begehre ich nicht.“

Trotzdem ward ein Arzt geholt, welcher jedoch alle Hülfe für unmöglich erklärte, sich dagegen heeilte, von der Vergiftung Anzeige zu machen. Allein vergeblich sahndete die Polizei auf Bernardi. Der war bei Nacht noch ausgegangen und nicht mehr in sein Zimmer zurückgekehrt. Des Abends verschied Bellinzaghi mit dem Seufzer: „Julia!“

Am 15. Mai erschien Gräfin Julia im Gasthose von Nitolo, voll freudiger Hoffnung, endlich mit dem treu Geliebten vereinigt zu werden. Statt seiner fand sie seinen Abschiedsbrief, geschrieben in der letzten Nacht vor seinem Tode. Unter strömenden Thränen las sie Zeile für Zeile wieder und wieder, als ihr ein fremder Herr gemeldet ward. Von einer furchtbaren Ahnung durchzuckt, fragt sie den Kellner nach dem Aussehen des Fremden und erkennt an der Beschreibung sogleich den Kammerdiener Bernardi. „Binnen fünf Minuten werd' ich den Herrn empfangen!“

Indiscret.

Im Sprachsaz gibt es manche Worte,
Die wie ein Handschuh dehnbar sind;
Doch braucht man sie am rechten Orte,
Begreift sie jedes kleine Kind.

Zumeist sind sie aus fremden Zungen
In uns're Sprache eingedrungen.

Damit Ihr mich nicht mißverstehet,
Nenn' ich das Wörtchen: indiscret.

Aus Neugier lauschen an den Thüren
Und durch die Schlüßellocher spä'n,
Um ein Geheimniß zu erspüren —
Ausplaudern alles, was wir sehn —

Sich hinter Magd und Köchin stecken,
Um ein Geheimniß zu entdecken:

Nun, unter uns, ihr Leutchen seht,
Das Alles nennt man — indiscret.

ruft sie dem Kellner zu, nimmt dann etwas aus ihrem Reisekoffer und steckt es in ihre Rocktasche.

Nach Verfluß der fünf Minuten tritt der Fremde ein, verneigt sich tief und spricht feierlichen Tones: „Gräfin Arizzio, der Carbonari kommt Ihnen anzuzeigen, daß er das Todesurtheil wegen Meineid und Verrath an Bellinzaghi vollstreckt hat.“

„Ich wußte es,“ entgegnete Gräfin Julia fest. „Hier sehen Sie seinen Abschiedsbrief,“ und mit der Linken reicht sie ihm den Brief. „Also doch zuvorgekommen!“ murmelt Bernardi, indem er die Zeilen überfliegt. Da plötzlich kracht ein Schuß. Mit durchbohrter Stirne stürzt Bernardi zu Boden, und die Gräfin, die noch rauchende Pistole in der Hand, tritt auf ihn zu mit dem Rufe: „Da, ihr Tyrannen, die Antwort des schwachen Weibes auf Euer Urtheil!“ Die ganze Einwohnerschaft des Hotels eilte herbei.

„Ich habe den Mörder meines Bräutigams erschossen!“ rief ihnen Gräfin Julia in stolzer Haltung zu, „und stelle mich dafür willig dem Richter dieses Landes.“

Nach kurzer, milder Haft sprach das oberste Gericht des Kantons Lessin die Gräfin frei. Geschickte Anwälte bewirkten, daß auch ihr Vermögen in Turin herausgegeben ward, so daß sie sich einen reichen Landsitz bei Bellinzona erwerben konnte, wo sie, geschützt vor der Rache der Carbonaria, noch etliche Jahre in Gesellschaft ihrer vertrauten Dienerin weilte, bis der Gram der Liebe, der stärker ist, als alle Jugendkraft, auch ihr Lebenslicht auslöschte. —

Dr. J. Kübler.

Ein Freund von Dir, der beste Zahler
Und übrigens gut situiert,
Entlehnt sich bei Dir ein paar Thaler,
Das heißt: wenn es Dich nicht genirt.
Zu schweigen hast Du ihm versprochen;
Doch weiß die Stadt nach wenig Wochen,
Daß er in Deinem Schuldbuch steht —
Nun sagt, ist das nicht indiscret?

Sieh da die niedlichste der Fosen!
Kein Brief, der in die Hand ihr fällt,
Geht seinen letzten Gang zum Ofen,
Oh' sie nicht weiß, was er enthält.
Und wären Stücke nur vorhanden,
Sie ruht nicht, bis sie sich verbanden . .
Wie flott sie liest! Wie schnell das geht —
's ist wunderbar, doch indiscret.

Die Verfälschung der Lebensmittel.

Wenn man gegenwärtig seine Zeitung zur Hand nimmt um etwas über den Lauf der Welt zu erfahren, so stößt das Auge oft genug auf kleine Notizen, in denen berichtet wird, daß in der Stadt A. die Bäcker ihr Brod, die Metzger ihre Würste verfälschen, daß in G. kein ordentlicher Tropfen Wein, kein reines Glas Bier mehr zu haben ist. Von allen Seiten stürmen Klagen auf uns herein, wie sehr unser gewerbliches Leben mit Lug und Trug erfüllt ist. Das „Reich der Gottesfurcht und frommen Sitte“ wie man das mächtige Deutschland genannt hat, muß hienach in seinem Schooße noch so vielerlei Unehrlichkeit, Unredlichkeit, Schmutz und Schlechtigkeit bergen, daß der Freund des Volkes mit Trauer erfüllt wird. Nach dem Lärm der Zeitungen, könnte man fast glauben, unser braves deutsches Volk sei ein großer Haufen Fälscher und Spitzbuben.

Der Wanderer hat dem Volke nie geschmeichelt, deßhalb hat er nun das Recht über die „Verfälschung der Lebensmittel“ ein kräftig Wortlein zu sagen. Er ist der letzte, der da, wo wirklich Schaden und Schande ist, am liebsten vertuschen möchte. Aber er hat so viel Vertrauen auf sein Volk, daß er unbeirrt glaubt, daßselbe könne sich auch in diesem Punkt am besten selber helfen und habe nicht nöthig, alles Gute ausschließlich von der Regierung und der Polizei zu erwarten.

Da haben die Herren in Berlin drin ein „Reichsgesundheits-Amt“ errichtet und mancher unserer Leser meint vielleicht, dieses Amt werde dafür sorgen, unser deutsches Volk gesund zu machen. Aber bedenke, lieber Leser, ein gesundes Volk ist etwas ganz anderes, als ein gesunder Mensch. Vom Menschen sagt man, er sei gesund, wenn seine geistigen und leiblichen Thätigkeiten geregelt und in Ordnung sind, ein Volk aber ist gesund, wenn Handel und Wandel offen und ehrlich, wenn das gewerbliche Leben ohne Schmutz und Betrug ist, wenn nicht die einen Stände die andern unterdrücken, kurz wenn die Freiheit durch seine Andern rinnt. Mit dieser Gesundheit haben natürlich die Herren im Reichsgesundheitsamt nichts zu thun, dafür sorgen Andere nach ihrer Weise. Weil aber diesen Herren zu Ohren gekommen ist, daß die Lebensmittel so gar arg verfälscht werden, so haben sie beschlossen, dem Volke zu helfen und einen

Chemiker angestellt, der die Lebensmittel von 40 Millionen Menschen untersucht. Wie lange er zu dieser Arbeit braucht, weiß man zwar noch nicht, allein es scheint, als ob er rasch vorwärts komme. Denn wenn die Zeitungen recht berichten, so weiß man auf Grund dieser chemischen Untersuchungen in Berlin bereits was Bier ist. Diese Kenntniß wird dann denjenigen übermittelt, welche die Reichsgesetze machen und mit Hilfe ihrer Rätthe und dem Reichstag fertigen diese dann ein Gesetz, etwa des Inhalts:

§. 1. Bier besteht aus Hopfen, Malz und Wasser.

§. 2. Die anzuwendende Menge des letztern Zusatzes wird dem Menschlichkeitsgefühl der Herren Bierbrauer überlassen.

§. 3. Jeder andere Stoff, der dem Bier beigemischt wird, ist eine Fälschung.

Dieses Gesetz genügt aber noch nicht. Die Hauptsache ist, daß dann auf Grund desselben noch zwei bis zwölf neue Paragraphen in's Strafgesetzbuch aufgenommen werden, um jeden, der etwas Anderes in's Bier thut, als Hopfen, Malz und Wasser, sofort packen und gehörig strafen zu können. So werden wir zu den Kanzel-Paragraphen bald auch Bier-, Wein-, Hopfen- und Malz-Paragraphen in's Strafgesetzbuch bekommen.

So weit war der „Wanderer“ in seiner Auseinandersetzung gekommen und wollte eben beweisen, wie unendlich glücklich wir durch so eingehende Gesetzgebung werden, als ein Freund eintrat. Der lugte ihm über die Schulter und brach in ein helles Gelächter aus: „Nimm mir nicht übel, rief er, was Du da schreibst, ist zwar recht schön und gut gemeint, Du lockest aber keinen Hund damit hinter dem Dfen vor.“ Als ihn der Wanderer erstaunt anblickte, fuhr er fort: „Das ist alles Flickwerk, halbe Arbeit, keinen Bohnenstücken werth. (Pst, Pst, fiel da der Wanderer ein.) Die Sache läßt sich viel einfacher machen. Man erlasse ein Gesetz, wonach jeder Fabrikant, weß Alters, Geschlechts, Rangs oder Stellung er sei, von allen seinen Fabrikaten bei der Reichsregierung ein Pflicht-Exemplar einreichen muß, der Bäcker-Nazi von seinen schlechten Wecken so gut, wie der Herr Kommerzienrath von Berge von seinen wollenen Unterhosen. Für die einzelnen Zweige werden besondere Kommissionen gebildet, welche die eingelassenen Pflichtexemplare prüfen und begutachten. Die Regierung stellt dann jeden Monat auf Verlangen

dem Fabrikanten ein Zeugniß aus und dieser pappt dasselbe entweder auf seine Waare oder an seine Ladenthür.“ „Aber, aber,“ fiel der Wanderer ein; doch der Freund ließ ihn nicht zum Worte kommen. „Was meinst Du,“ fuhr er fort, „mit welch' erhebendem Gefühl man dann Abends in's Köpfe gehen kann, wenn jeweils am 1. des Monats ein neuer Zettel an die Wand gepappt wird, auf dem steht: Dieses Bier wurde obrigkeitlich untersucht und für gut befunden.“

gez. K. V. B.

weiß, ob nicht bald ein ernsthafter Streit ausgebrochen wäre! Zum guten Glück kam die Frau des „Wanderer“ herein, das Kaffeebrett in der Hand und ihr bloßes Erscheinen genügte schon, die Streitenden zu beruhigen. Der „Wanderer“ spricht nicht gern von sich selbst und den Seinen, wenn er aber sagt, daß sein Weib Kopf und Herz auf dem rechten Fleck habe, so ist das wahr und was wahr ist, darf auch gesagt werden. Die Freunde stritten sich weiter, wie man dem Unfug der Lebensmittel-Verfälschung steuern könne,



Zum guten Glück kam die Frau des „Wanderer“ herein.

Und wie beim Bier, so beim Kaffee und beim Wein, Brod, Fleisch, Schnaps, Most, Mehl, Gemüse, Korn, Frucht, Obst u. s. w. Denke Dir dieses erhebende Gefühl, keinen Bissen oder Schluck in den Mund zu bekommen, der nicht geprüft ist.“

Der Wanderer blickte den Freund fragend an, ob er denn im Oberstübchen auch richtig sei; der aber ließ sich nicht heirren und fuhr fort, seine Lehre von der glückseligen Wirkung recht ausgedehnter und tiefgehender Regiererei zu entwickeln. Das Gespräch begann allmählig etwas „unangenehm“ zu werden und wer

aber in etwas ruhigerer Stimmung. Die Frau des „Wanderer“ hörte lange zu, ohne ein Wort zu sagen und erst als der Streit resultatlos zu enden schien nahm sie das Wort und sagte: „Ihr Männer seid eigene Geschöpfe. Ihr redet so gerne von Freiheit, Selbständigkeit u. s. w. Wir Frauen verstehen uns auf die allgemeine Bedeutung dieser Worte nicht so gut, wir verstehen ihren Zusammenhang mit dem Wohlergehen des Volkes vielleicht nicht so gründlich, wie Ihr, aber wir wissen, daß, wenn in unserer Haltung etwas nicht in Ordnung ist, oder schief geht,

wir selbst in erster Linie dafür verantwortlich sind. Wir geben uns redliche, rechte Mühe, dem Schaden selbst abzuhelfen und nur im äußersten Nothfall wenden wir uns an den Mann oder gar an die Verwandten. Nun, bei Euren „Lebensmitteln“ scheint mir eine gleiche Behandlungsart sehr am Plage zu sein. Warum sitzt Ihr denn überhaupt im Stadt-, im Gemeinderathe. Ist die Gemeinde etwas anderes als eine große Familie, die ihre inneren Angelegenheiten selber am besten kennt und deshalb am besten weiß, wo sie der Schuh drückt? Die Herren in Berlin mögen sehr geschickt und gelehrt sein, wenn aber der Bäcker Peter sein Brod und der Weinhändler Paul seinen Wein verfälscht, hier in unserer Stadt, so sind diese Herren dem gegenüber ganz machtlos und können das nicht ändern. Und wenn Ihr Männer glaubt, daß man mit Strafen diesem Unwesen steuern könne, so seid Ihr überhaupt ganz und gar auf dem Holzweg. Ihr müßt dafür sorgen, daß hier in Eurer Gemeinde Ordnung, Redlichkeit und Offenheit herrsche, daß Jeder das Gefühl habe und festhalte: „Thue Niemanden, was Du nicht willst, das man Dir thue.“ Ich weiß aber freilich, daß bloßes Ermahnen und Predigen heutzutage nicht mehr viel hilft; daß man vielmehr praktisch Hand anlegen und die Dinge so einrichten muß, daß die Menschen, sogar die schlechten, auf den richtigen Weg geleitet werden. Bei einigem guten Willen ist das gar nicht so schwer. Deshalb, wenn Ihr auf den Rath einer einfachen Frau überhaupt etwas gebt, so schlage ich Euch vor, in dieser Frage, über die Ihr Euch so sehr erhitzt, einmal einen Versuch zu machen und Euch auf die eigenen Füße zu stellen. Die Herren in Berlin werden schon noch andere Arbeit finden und Euch dankbar sein, wenn Ihr ihnen einen Theil ihrer Lasten abnehmt. Ich freilich kann nicht selber auf's Rathhaus und Euch dort belehren, wie Ihr die Sache machen müßt. Meine Haushaltung und meine Kinder nehmen mich ganz und voll in Anspruch und jeder Mensch muß vor Allem seine Pflicht thun. Aber einen Rath will ich Euch doch geben. Es gibt unter unsern Gewerben, welche die Lebensmittel liefern, viele wackere kleine Meister und Arbeiter. Die Gemeinde möge sie zusammenberufen und jedes Gewerbe selbständig auffordern sich zu ordnen und in Reih und Glied zu treten. Die einzelnen Gewerbe schließen unter sich und mit der Gemeinde Verträge, bindende Verträge, worin sie sich verpflichten, immer reine und gute Waare zu liefern. Sie bitten die Gemeinde sogar, selber eine Kommission zu wählen, mit der sie sich in's Vernehmen setzen können, und der sie einen vollständigen

Einblick in ihren Geschäftsbetrieb gewähren. Ihr Männer seid immer bereit, von Gemeinde-Interessen zu reden und nehmt oft genug den Mund gehörig voll, wenn es sich um Verbesserung einer Straße, um Bau eines Schulhauses u. s. w. handelt. Nun, ich frage Euch, ist die Frage: reine, gute und billige Nahrung zu beziehen, nicht mindestens gerade so wichtig, wie die, ob der Fahrweg nach Konstanz gut genug gepflastert ist, oder ob das Schulhaus mit einem Thürmchen versehen werden soll, oder nicht? Ja, staunet nur über meine Worte! Wißt Ihr denn überhaupt, warum uns Metzger, Bäcker, Bierbrauer und Weinhändler so oft betrügen? Weil jeder nur an sich und daran denkt, seinen Mit-Bäcker, seinen Mit-Metzger u. s. f. herunterzudrücken, weil sie mit einem Wort Krieg mit einander führen und die Kriegskosten müssen wir, ja wir die Hausfrauen bezahlen und durch uns Ihr selbst. Glaubt mir, eine jede Hausfrau spürt an ihrer Kasse die schlimmen Folgen dieser Zustände. Ich meine, daß die Gemeinde d. h. ihre Vertretung, wenn ihr das Wohl ihrer Glieder wirklich am Herzen läge und sie nicht oft genug ihren Sinn nur auf das in die Augen Fallende richten würde, sehr wohl dafür sorgen könnte, daß sich alle diese einzelnen Gewerbe als Glieder der Gemeinde mit gleichen Rechten, aber auch gleichen Pflichten fühlen lernen. Hast Du, lieber Mann, mich nicht schon bei unserer Verheirathung, da ich noch jung und unerfahren war, darauf aufmerksam gemacht, wie wichtig ein geordneter Haushalt und eine genaue Buchführung ist? Nun, ich glaube so viel gethan zu haben, als in meinen Kräften steht. Kann denn die Gemeinde nicht auch in diesem Sinne bei sich Ordnung schaffen und eine genaue Buchführung einführen. Lassen sich die Lebensmittel, die sie bedarf, nicht berechnen; läßt sich nicht Kauf und Verkauf, Bedürfniß und Verbrauch abschätzen und bei fortgesetzter Buchung immer sicherer bestimmen. Aber freilich, ich sehe Euren Gesichtern an, daß sich das Alles nicht so leicht machen läßt. Das habe ich auch nicht behauptet, aber „mit gutem Willen kann man alles machen“ hat mein Vater immer gesagt und das glaube ich noch heute.“

Die würdige Frau hatte sich so recht in Eifer hineingeredet und hielt nun aufathmend stille. „Das ist mein letztes Wort,“ sagte sie mit einem freundlichen Knix und verließ das Zimmer.

Der „Wanderer“ aber und sein Freund beschloßen, einen kleinen Spaziergang zu machen und die Worte der trefflichen Frau zu überlegen.



Bleibet nu do ihr Mane; wege mir alloi brauchet ihr net z'fahre. I ka jo z'Fuß uf Schweninge duri laufe.

Was kam zuerst?

Der Rentier K. hatte sich an der Außenseite seiner in einer Vorstadt Berlins gelegenen Parterre-Wohnung am Fenster nach der Straße hinaus ein sogenanntes Blumenbrett anbringen lassen. Er erzählt nun, daß er auf demselben in Töpfen Hiazynthen, Veilchen und Stiefmütterchen gepflanzt habe. — „Was meinen Sie wohl, was zuerst kam?“ — „Wahrscheinlich die Hiazynthen.“ — „Nein, die Polizei und nahm mir das Brett wieder ab.“

Ueber das Ausblasen der Petroleumflamme

erläßt ein sachkundiger Industrieller folgende eindringliche Mahnung: „Wenn es richtig ist, daß unter hundertsten neunundneunzig die Lampe von oben ausblasen, so ist ebenso richtig, daß diese neunundneunzig

der gleichen Gefahr ausgesetzt sind, die dem hundertsten wirklich passiert, sich mit Petroleum zu verbrennen. Wenn der Delbehälter weiter hinunter leer ist, so ist nämlich zu riskiren, daß der leere Raum in Folge der Wärme des Dels mit Gas, ganz gleich wie Leuchtgas, gefüllt ist; trifft es sich nun, daß der Docht im Brenner etwas zu schmal und die Röhre nicht ganz ausgefüllt ist, so bläst man die Flammen durch den offenen Raum hinunter, das Gas fängt Feuer, zersprengt den Delbehälter, und das übrige heiße Del fängt Feuer, ergießt sich über Kleider, Möbel und Zimmerböden, und das Ende ist, was die Zeitungen fast alle Wochen zu berichten haben. — Will man eine Petroleumflamme ohne Gefahr auslöschen, so drehe man den Docht auf die Höhe der Röhre hinunter, aber nicht weiter, sonst riskirt man, daß die Flamme in den Delbehälter kommt, und wieder eine Explosion verursacht; dann bläst man sie von unten durch die Zuglöcher einfach aus. Das

Petroleum ist in kaltem Zustande ganz ungefährlich und man kann es mit Zündhölzchen nicht anzünden; erwärmt man es aber auf die Grade, die es in ein paar Stunden in der brennenden Lampe erhält, so darf man kaum mit Feuer in die Nähe kommen.

Die nächste Sündfluth.

In einem sehr interessanten Vortrage über den Einfluß von Sonne und Mond auf Erdbeben und Bitterung rechnete Professor Rudolf Falb die Konstellationen zusammen, unter welchen besonders schwere Revolutionen auf der Erde hervorgerufen werden können und kam zu dem Resultat, daß die Sonnennähe, die jetzt auf den 1. Januar fällt, um einen kleinen Betrag jährlich vorrückt, sie im Jahre 6393 auf den

21. März und im Jahre 16896 auf den 23. September treffen muß, um dann mit der Aequatorialstellung der Sonne zusammen zu fallen. Es ist also nach Allem nicht unwahrscheinlich, daß sich in diesen Perioden von 10,500 Jahren ungeheure Niederschläge, Stürme, Ueberschwemmungen und Erdbeben ereignen müssen. Rechnen wir diese Periode von dem nächsten Maximum zurück, so treffen wir auf die Zeit um 4000 vor unserer Zeitrechnung und in den Sagen aller Völker finden wir für diese Zeit Aufzeichnungen über eine ungeheure Fluth, die sogenannte Sündfluth, welche die Erde verheert habe. Aehnliche große Niederschläge und Fluthen seien also möglicherweise um's Jahr 6400 wieder zu erwarten. — Beunruhigend für die heut' Lebenden sind diese Ausichten glücklicherweise noch nicht.

Das Großmünster in Zürich.

Geschichte und Sage.

Es war nicht lange nach dem Tode Pipins, des ersten karolingischen Frankenkönigs, als sein Sohn Karl der Große sich zu Zürich auf dem Lindenhofe einige Zeit aufhielt.

So heißt nämlich eine Anhöhe, resp. der freistehende Hügel, welcher sich auf dem linken Ufer der Limat, auf der Kleinfseite von Zürich erhebt und eine schöne, weite Aussicht über die Stadt gewährt. Dieser Hügel soll die Stelle sein, wo einst die Römer ein Kastell und einen stark befestigten Stappelpfah hatten; denn Turicum d. i. Zürich, war keine unbedeutende römische Niederlassung. Hierauf nachdem die Römer vertrieben worden waren, wurde auf den Trümmern des Castrums auf dem mit Linden bewachsenen Hügel eine fränkische Pfalz (Palatium) erbaut, wo die Kaiser und Könige oft Hof hielten, weshalb man dem Hügel den Namen Lindenhof gab. Nachher fand da nach alter Sitte im Freien das Blutgericht statt und hatte der Reichsvogt daselbst sein Schloß, und zuletzt hielten die Bürger im Schatten der Linden an festlichen Tagen bei steinernen Tischen auf dem Lindenhofe ihre Gastmähler, wo jetzt noch die Bogenschützen ihre Uebungen feiern.

Als nun Kaiser Karl der Große um das Jahr 800 sich hier auf diesem Lindenhofe aufhielt (eine alte Tradition will zwar, daß er, wenn er nach Zürich kam, im Hause zum Loch, das urkundlich zu Anfang des 14. Jahrhunderts zwei Brüdern Wyß gehört habe und 1397 von dem Chorherrenstift erworben worden

sein soll, gewohnt habe), — ließ der menschenfreundliche, wohlwollende Fürst in der Nähe der Limat, wie der Ausfluß des Zürichersees heißt, eine Säule errichten und mit einer Glocke versehen, damit Jeder, der seines Rechtspruchs begehrte, sie anziehen möge, wobei zwei Wächter aufgestellt waren. Nun ereignete es sich, daß der Kaiser auch einmal die Glocke hörte, ohne daß ihm Jemand gemeldet wurde, obgleich die Wächter den Klang ebenfalls hörten. Begierig zu wissen, wer sie gezogen, ließ sich der Kaiser bei ihnen erkundigen; aber sie konnten keinen Aufschluß geben, weil sie keinen Menschen beim SäulenPlatze gesehen. So geschah es noch einmal und stärker, und wiederum konnten die zwei Wächter auf Befragen keine andere Antwort ertheilen, als was sie schon das Erstmal sagten. Man hielt daher den Wind für die Ursache des Läutens der Glocke; als sie jedoch bald darauf bei völliger Windstille nochmals und zwar jetzt laut, hell und kräftig erklang, erblickten die Diener des kaiserlichen Hofes, wie eine Schlange sich zur Glocke hinauf wand und sie zog. Sie meldeten dem Kaiser das seltsame Ereigniß, und wirklich sah er, als er mit ihnen dem Platze zugeeilt war, am Fuß der Säule eine mächtige Schlange, die sich bei seiner Ankunft aufrichtete, vor ihm sich neigte und dann zur Limat hineilte. Der Kaiser, welcher ihr nachging, fand da über ihrem Neste mit Eiern im Schilse eine große Kröte, die er fangen und tödten ließ, worauf die Schlange von ihrem Eigenthum wieder Besitz nahm,

der Kaiser aber nachdenkend nach seinem Palast zurückkehrte. Den andern Tag ließ er mehrere der Vornehmsten von Zürich zum Mittagsmahl bieten. Es war ein großer, langer Saal, wo er mit seinen Gästen und Höflingen saß. Da, als Karl den Gästen das merkwürdige Ereigniß mit der Säulenglocke und Schlange erzählte, öffneten sich plötzlich die Flügeltüren des Saales, und herein rauschte zum Staunen und Entsetzen aller Anwesenden dieselbe große Schlange, aber jetzt mit wunderbarem Silber = Glanze, schwingt sich empor löst den Deckel eines Pokals, senkt in ihn einen funkelnden Edelstein, neigt noch einmal das Haupt vor dem Kaiser und wallt dann durch die Thüre des Saales hinweg.

Tiefe Stille herrschte lange und Alle hatten ihre Augen auf den Kaiser gerichtet, der mit niedergesenktem

Blicke über die Deutung dieser Begebenheit nachsann. Endlich erhob er sich, faltete die Hände, blickte dankend zu Gott auf und sagte: daß ihn die Schlange ermahne, hier dem Herrn einen Tempel zu bauen. Darauf nahm er den Edelstein aus dem Pokal, gab ihn seiner Gemahlin Hildegarde und hob die Tafel

auf. Hernach ließ er alsbald auf einer Anhöhe am rechten Ufer der Limmat da, wo einst die römische Statio Turicensis stand und sich schon eine Kirche be-



Das Grossmünster in Zürich.

stand, welche Ruprecht, ein vornehmer Alemanne zwischen 691 — 695 erbaut haben soll, an deren Stelle den großen, herrlichen Bau, das Grossmünster im einfachsten Rundbogenstyl aufführen (oder vielleicht nur dieselbe erweitern und prächtiger herstellen, was man nicht bestimmt weiß), und begabte dann diese seine Kirche, in der er ein Kollegiat = Stift errichtete, mit reichen Einkünften.

So entstand der großartige Tempel, das Grossmünster in Zürich, ein Bau, der von Kennern mittelalterlicher Architektur mit der Johanneskirche zu Monza und den Ambrosius = Gustorgius = Kirchen zu Mailand verglichen wird, — und der noch heute mit

seinen hohen Gallerien und zwei Thürmen, an deren einem sich auf der Westseite das Steinbild des Kaisers Karl des Großen befindet, als eine Zierde von Zürich majestätisch auf die grünlichen Fluthen der Limat und über die stolze Stadt hinblickt.

X. Staiger.

Schwindel, lauter Schwindel.

Jetzt bin i da die vorig' Nacht beim sogenannten reichen Bäcker = Franz eibrocha, und hab em sein Sekretär ausg'räumt, und was hab' i g'sunden? 10

Altien von der Nationalbahn, Stückr sufzig unbezahlte Rechnungen und drei Zahlungsbefehl!

Es'ist doch schändlich, wenn mer bei dene schlechte Zeite noch a so ang'schwindelt wird.

Der Fernsprecher.

Motto: Unser Zeitalter ist nicht zu befriedigen; es verlangt unaufhörlich nach Wunderbarem.

Wenn wir unsern Lesern heute das Bell'sche Telephon vorführen, so hat dies fast den Charakter einer Alterthümerei. Eine amerikanische Erfindung von gestern, eine Leistung welche früheren Zeitaltern gleichsam als einer der kühnsten Träume vorschwebte, ist sie heute schon wieder durch die staunenswerthesten Verbesserungen überholt. Doch bleiben wir vorerst bei dem ursprünglichen Bell'schen Instrument. Es besteht aus einem Schallmundstück hinter welchem ein Plättchen aus Eisenblech angebracht ist. Hinter dem Plättchen und nahezu in Berührung mit demselben liegt in der Achse der Schallöffnung ein Stabmagnet. Um den dem Plättchen gegenüberliegenden Theil dieses Stabes ist ein sehr langer durch Seidenumspinnung isolirter Kupferdrath gewickelt, dessen Enden an dem hinteren Theile des Instrumentes hinausgeleitet und mit ebendenselben Drathenden eines in kleinerer oder größerer Entfernung befindlichen zweiten Telephons verbunden sind. Wird in das Mundstück des Apparates hineingesprochen, so geräth das Eisenplättchen in Schwingungen und je nachdem sich das letztere hiebei dem gegenüberstehenden Ende des Magnetstabes nähert oder von ihm entfernt, werden in der Kupferdrathspule elektrische Ströme erzeugt. Durch die Drathverbindung, welche das eine Telephon mit einem mehr oder weniger entfernt aufgestellten zweiten Telephon zusammengepaart, werden diese Ströme auch in die Drathspule des letzteren Telephons geleitet und wirken derart auf den Magnetstab desselben, daß dieser die ihm gegenüberstehende Eisenplatte durch wechselweise Anziehung und Abstoßung in entsprechende Schwingungen versetzt. Diese Schwingungen erzeugen nun die gleichen durch das hörende Ohr wahrnehmbaren Tonbewegungen in dem zweiten Telephon, wie sie das erste Telephon durch Hineinsprechen, Singen oder Spielen mit Musikinstrumenten empfangen hat. Schon in dieser anfänglichen Gestalt besitzt das Instrument eine großartige Leistungsfähigkeit und kann durch zwei auf die angegebene Art mit einander gekoppelte Telephone bis auf eine Entfernung von 400 Kilometer noch eine Verständigung erzielt werden. Allerdings gehört hiezu Uebung. Vor Allem ist es erforderlich, beim Sprechen scharf zu artikuliren und beim Hören das Ohr an den nähernden Ton zu gewöhnen, mit welchem das Telephon die ihm übermachten Worte wiedergibt. Außerdem

ist der Ton dumpf und leise; der Apparat würde viel brauchbarer sein und an praktischem Werthe bedeutend gewinnen, wenn er den Ton stärker wiederzugeben vermöchte und mehrere Personen gleichzeitig das Gesprochene hören könnten ohne den Apparat ans Ohr legen zu müssen.

Ein noch einfacheres Telephon, bei welchem statt der Magnetoelektrizität einfache mechanische durch einen Faden vermittelte Erschütterung gleichmäßige Bewegung der Platten am Abgabe- und Empfangsapparat bewirkt, ein Instrument, das seit einiger Zeit als lehrreiche Spielerei im Gebrauche steht, kann man sich leicht selber herstellen. Es werden zwei gläserne Lampenzylinder, ein jeder an einem Ende mit starken Pergamentpapierlamellen verschlossen und die beiden Papierplatten mit einem im Centrum einer jeden Platte befestigten Faden verbunden. Die so gekoppelten beiden Apparate vermitteln, wenn sie auf 50—100 Meter Abstand von einander unter mäßiger Anspannung des Fadens aufgestellt werden, deutlich vernehmbar den mündlichen Verkehr zwischen den an den Endstationen des kleinen Apparates befindlichen Personen.

Wesentliche Verbesserungen, freilich mit Aufopferung der ursprünglichen Einfachheit, erhielt der Fernsprecher durch einen zweiten Amerikaner Edison, indem dieser die durch wechselweise Anziehung und Abstoßung zwischen dem Eisenplättchen und dem Magnatstab in der Drathspule hervorgerufene schwachen elektrischen Ströme durch einen Batteriestrom ersetzte. Hiedurch erhielt das eine Telephon, in welches die Depesche abgegeben wird, allerdings einen verwickelteren Bau, während das andere die Depeschen empfangende Telephon seine ursprüngliche Einfachheit beibehielt. Je nach der Stärke der in die Drahtleitung eingeschalteten elektrischen Batterie werden auf diese Weise die an der Empfangsstation von der Abgabestation überkommenden Laute ebenfalls verstärkt und hörbarer als beim einfachen Bell'schen Apparat. So groß diese Verbesserung erscheint, ist sie doch verschwindend klein gegenüber denen, die uns in der nächsten Zukunft mit dem Fernsprecher noch bevorstehen. Im öffentlichen Betrieb ist nemlich jeder Fernsprecher mangelhaft, wenn seine Leistungsfähigkeit nicht soweit geht, daß er die Depeschen in bleibenden Schriftzeichen übermittelt. Es muß daher ein Fernsprecher erfunden werden, der automatisch die durch ihn geführten Gespräche auch niederzuschreiben im

Stande ist. Ja noch mehr. Der Apparat muß nicht nur den Vortrag eines Redners von selbst niederschreiben, sondern selbst, wenn der Sprecher zu Ende ist, das Vorgetragene Wort für Wort mit allen Eigenthümlichkeiten der Aussprache, mit dem Klang der Stimme des Redners wiedergeben können. Mit andern Worten, der zukünftige Fernsprecher soll im Stande sein ein Gespräch, eine Unterhaltung in schriftlichen Zeichen zu fixiren, zu erhalten und im beliebigen Augenblicke nach Tagen, Monaten, Jahren wieder mit allen Individualitäten der einzelnen Stimmen zu Gehör zu bringen. Die bedeutendsten Techniker arbeiten gegenwärtig an dieser kühnen aber mit Sicherheit zu überwältigenden Aufgabe. An der Spitze derselben steht wiederum der unermüdete Edison. Um dem Leser einen ungefähren Begriff von dem Bau dieser Apparate zu geben, die in zahlreichen Abänderungen heute schon der an sie gestellten wunderbaren Aufgabe nahe kommen, wollen wir hier nur bemerken, daß zum Behuf der Aufzeichnung der in den Fernsprecher hinein abgegebenen Depeschen die Eisenplatte mit einem spitzen Stifte versehen sein muß, der alle Schwingungen der Platte mitmacht und sie auf eine dünne durch ein Uhrwerk sich abrollende Zinnplatte in Form von Wellenlinien überträgt. So ist es möglich mittels des Apparates

eine in großer Entfernung gehaltenes Rede sofort abzulesen, zu lesen und durch den Buchdruck zu vermehren. Diese Telephondepesche kann aber auch zu beliebiger Zeit wieder hörbar repetirt werden. Eine Ausschneidvorrichtung schneidet die Zinnfolie nach dem Laufe der Wellenlinien im Momente, wo diese eingetragen werden, aus. Wird das Kurbelwerk, worauf die so behandelte Zinnfolie aufgewickelt ist, rückwärts gedreht, so setzt die ausgeschnittene Wellenlinie derselben den Stift der Telephonplatte wiederum in derartige Thätigkeit, daß durch elektrische Hilfskräfte die Platte in dieselben Schwingungen geräth, wie bei der ursprünglichen Abgabe der Depesche an den Apparat. Es werden sich demnach auch wieder im Apparat dieselben Tonbewegungen erzeugen, wie damals. Eine heute niedergeschriebene Rede kann auf diesem Weg zu jeder Zeit als Sprache mit allen individuellen Eigenthümlichkeiten des Sprechers derart wiedergegeben werden, als ob dieser selber vor uns stünde und uns persönlich durch seinen Vortrag belehrte. Diese Erfindung macht selbstverständlich die Anstellung besonders eingeübter Telegraphisten überflüssig, da der Apparat so einfach ist und arbeitet, daß er von Jedermann gehandhabt werden kann. Er ist in Washington bereits patentirt und öffentlich ausgestellt worden. Seine Leistungen setzten selbstverständlich alle Besucher in das größte Erstaunen.

Siz' ist nicht Wis.

Die dicht gedrängten frommen Schaaren,
 Sie harrten um den alten Dom,
 Ob bald zur Firmung angefahren
 Der würdige Herr Bischof komm'.
 In Reih und Glied war auch zur Stelle
 Das schmucke Bürgermilitär
 Und ditto die Musikkapelle: —
 Herr Bischof, was wollt Ihr noch mehr?
 Wachposten zum Signalistren
 Hat man auch ringsum flug vertheilt.
 Sie haben sich sofort zu rühren,
 Wenn eine Kutsch' des Wegs her eilt.

Nach Stunden langem, bangem Harren
 Springt endlich athemlos daher
 Ein Wächter: „Er kommt angefahren!
 Laßt läuten! Achtung! Ins Gewehr!“
 Und grüßend dröhnt die Kirchenglocke;
 In schnurgerader Linie glänzt
 Die Bürgerwehr mit buntem Roße
 Am Kirchenthore festbekränzt.

Der Pfarrer repetirt in Kürze
 Des Grusses Formel vor sich hin,
 Die Weiber glätten Kleid und Schürze,
 Die Männer all' den Hut abziehn.
 Er kommt, er kommt! Mit wilden Rossen
 Eilt ein Gefährte flugs einher:
 Jetzt nur geläutet, nur geschossen;
 Der Böller kracht, das Militär
 Es präsentirt, die Jubelrufe
 Erschallen durch die Lüfte hin,
 Es knien an des Domes Stufe
 Die Gläubigen mit frommen Sinn.
 Die Himmelträger, sie bewegen
 Sich langsam gen den Kutschenschlag
 Erwartend des Bischofes Segen
 An diesem ihrem Ehrentag.

Die Chais' ist da: Heil dir o Hirte,
 Heil dem hochwürdig'n Bischof, heil!
 — Doch was ist das? — der Wächter irrte —
 Er sah zwar Wagen, sah zwar Säul —

Doch nicht des Bischofs — nein, im Wagen
 Ein Schweinehändler fuhr einher
 Wollt Ferklein zum Kauf antragen
 Und freuete sich nun gar sehr
 Des würdigen Empfangs, den heute
 Den Ferkeln und ihm selber auch
 Bereiteten die guten Leute
 Des Orts nach ungewohntem Brauch.
 So schnell als möglich wegzufahren
 Hielt er fürs Best'. Kaum war er fort,
 Sah man d'rauf kommen gleich den wahren
 Bischofses-Wagen in den Ort.
 Man schießt, man läutet, präsentiret
 Zum zweiten mal; zum Dome wallt
 Der Bischof, feierlich geführt;
 Ihm nach zur Kirch zieht Jung und Alt. —

Fort ist der Hirte, aus die Feier;
 Grinn'ung aber bleibt noch lang
 An solche Feste, heilig, theuer
 Dem Volk, erfüllt von frommem Drang.
 Doch wie ein Haar auf fetter Brüh
 Dem Appetit stets Eintrag thut,
 Wird's einem auch trotz aller Mühe
 Die man sich gibt, stets schlecht zu Muth,
 Wenn man an jenen Signalisten
 Und seine Heldenthaten denkt,
 Der unverdient uns braven Christen
 Den Ehrenplatz im „Wand'rer“ schenkt!



Sie: Nun, mein lieber Junge, was blickst Du mich
 denn so innig an?

Schusterjunge: Ach Gott! ich wundere mich nur,
 daß so ein alter Stock noch Rosen tragen kann!

Der Probsthof.

Es war Kirchweih im Flecken, dabei nach dem
 Gottesdienst Markt. Die Krämerbuden,
 worin Rüscherelen, Spielzeug, Hausgeräthe,
 Kleiderstoffe, fertige Kleider u. feilgeboden
 wurden, standen gegen die Kirche zu; etwas weiter
 nach dem Wirthshause zum Adler hin befanden sich die
 Schreier, Poffenreißer u. dgl. Leute; auch ein Orgel-
 mann und ein Carroussel fehlte nicht. Aber während
 es dort fein ruhig und ohne Unordnung und Ausge-
 lassenheit zuging, obgleich sich auch ziemlich viel Volk
 drängte und nicht unbedeutend eingekauft wurde, war
 beim Adler ein Gelärm und Getümmel, daß ein ruhiger
 Zuschauer bei dem Gewühl beinahe wirr und taub
 werden konnte. Denn da hörte man bald unter Be-
 gleitung der Drehorgel eine Mordthatgeschichte oder

wunderbare Begebenheit, die auf großen Tafeln darge-
 stellt war; bald einen Trompeter in Hanswurstracht,
 der zu seinen Poffen und Schnurren einlub; bald wie
 ein Taschenspieler seine Künste mit Geld, Becher und
 Kugeln anpries. So z. B. erbat solcher sich von einem
 Bauernknecht unter den Umstehenden ein Geldstück, das
 er scheinbar herunter schluckte und dann behauptete, daß
 es dem Knecht in der Nase stecke. Dieser drückte zwar
 daran; aber es kam nicht. Der Knecht, den der Künst-
 ler kannte, fing mit ihm Streit an, es gab Zulauf,
 und als zuletzt der Taschenspieler eine große Menge
 Leute um sich versammelt sah, hieß er den erzürnten
 Knecht ruhig still stehen und zog ihm mit Kraft das
 Geld aus der Nase. Wie dieser das Geld als das
 Seinige erkannte, lachte Alles; indes lief ein kleiner

Knabe mit einer blechernen Büchse herum und erhielt von Jedem etwas darein, was er wohl ohne das kurzweilige Spiel schwerlich erhalten hätte.

Nur vom Probsthof, der seinen Namen von dem Erbauer des Hofgebäudes erhalten hatte, war Niemand zum Markt gekommen, obgleich derselbe bloß eine halbe Stunde vom Flecken lag; denn die Leute, welche darin wohnten, waren außer einem blühenden Mädchen, dem man die Erlaubniß zum Marktbesuch verweigert, der Hofbesitzer, ein altersschwacher Mann, der keine Freude an Lärm, Vergnügen und Fröhlichkeit hatte, ein Vetter, der dem Alten zu Gefallen nicht zu Markte wollte, und eine Dienstmagd, die, um nicht Mißtrauen zu erregen, sich nicht zu gehen getraute.

Das Mädchen war die 15 jährige Tochter des verstorbenen Bruders vom Hofbesitzer oder Hofbauers, ein liebreizendes Wesen mit dem Namen Liese; der Hofbauer Martin, ein fränklicher Mann zählte, nahe 80 Jahre und der Vetter Barthle, ein Mensch mit häßlichem Gesicht, das noch überdies Arglist und Verschlagenheit verrieth, war ein weitwichtiger Verwandter Martins, von etwas über 60 an Jahren, der, wenn der Bauer wegen Krankheit zu Bette lag, dessen Geschäfte verrieth.

Die 200 Sauchert Felder des Hofes waren schon seit langer Zeit sämmtlich zu hohen Zinsen verpachtet, was dem Bauer jährlich eine hübsche Summe eintrug, so daß er, weil er ohnedies schon ziemlich vermöglich war und dabei höchst einfach, ja man könnte sogar sagen karg lebte, mit dem Zuschlag der Pachtzinsen, in seinen alten Tagen als ein sehr reicher Mann galt.

In dem Marktflecken hatte das Mädchen noch eine Base, Anna genannt, von der Mutterseite her. Sie besaß ein kleines Gütchen, das ihr Sohn, ein schöner junger, verständiger, allgemein geachteter Mann von 20 Jahren mit vielem Fleiße betrieb. Auch bei ihr, die eine brave, haushälterische Wittwe war, hielt sich das Mädchen mit Bewilligung des Onkels zuweilen auf. Und da hatte sie es weit besser als auf dem Hof; denn während sie bei der Base ein herzliches Entgegenkommen fand, Speise und Trank stets zur Genüge bekam, lauter frohe, zufriedene Menschen um sich sah, was sie selbst immer in heiterer, fröhlicher Stimmung erhielt, kurz allda so manche freudige, glückselige Stunden genoß, so daß ihr die Zeit des Scheidens von den so guten, lieben Leuten jedesmal nur zu früh herbei kam, — fanden sich auf dem Hofe keine liebreichen menschenfreundliche Seelen, Nahrung wurde nur spärlich verabreicht, und Freuden und Ver-

gnügen gewährte ihr einzig und allein der Garten, den sie mit der Magd bearbeitete und dadurch vor Verwilderung bewahrte. So glied ihr Leben hier fast dem eines Einsiedlers, da der Onkel sich meist in seiner Wohnung im obern Stockwerk aufhielt und sie mit dem Vetter gewöhnlich nur bei Tisch zusammen kam, sonst aber diesen heimtückischen Menschen, dessen kleine graue Augen tief unter dichten Augenbraunen versteckt, die Nase unten breit, der Mund ungemein weit und die Lippen sehr dick waren, soviel sie konnte mied — und mit der Magd nur im Dienst und bei der Arbeit Umgang und Verkehr hatte.

Nun kam es, als Liese sich wieder einmal bei der Base befand, daß der Vetter, der diese Besuche nie gerne sah, den Muth nahm, darüber dem Alten Vorstellungen zu machen, indem er ihm vorhielt, wie das Mädchen dort weniger zu Zucht, Häuslichkeit und Sparsamkeit, als vielmehr zu Puz, Leppigkeit und Schwelgerei verleitet und angereizt werde und sie nur deshalb so gerne dahin gehe, um mit dem Sohne Liebeleien zu pflegen, was ganz unschicklich, ja sogar verderblich für sie sei, zumal der Bursche als ein Laugeichts, Verschwender und Wirthshausstücker bekannt sei, wobei nichts Gutes heraus komme, überhaupt es für das Mädchen am Besten wäre, um es vom Rand des Abgrunds zu retten, wenn er (der Onkel) sie mit einem braven, treuen, sparsamen Mann verheirathen würde, der sie glücklich machen könnte.

Der Onkel schenkte zwar dieser Aussage über die Base und ihren Sohn keinen Glauben; aber darin stimmte er dem Vetter bei, daß es an der Zeit sei, die Nichte in den Stand der Ehe zu bringen. Allein, sagte er, ich weiß Niemand, der für sie paßt; denn die braven Leute, die ich kenne, sind bereits in meinem Alter, und die andern leben in Saus und Braus in den Tag hinein.

Doch ich nicht, bemerkte der Vetter halb lächelnd.

Ei, sagte der Onkel, an Dich habe ich gar nicht gedacht, und dennoch bist Du der einzige passende für sie. Es fragt sich nur, ob Du sie willst; wenigstens habe ich noch nicht bemerkt, daß Du sie liebst.

Ja, mein Mitleid mit ihr, meine Dankbarkeit zu Euch würden mich zu einem solchen Opfer bringen. Sie hat zwar eine Abneigung, einen Widerwillen gegen mich; jedoch dies wird sich schon legen. Ich will sie retten, will ihr ganzes Leben hindurch ihr Schutzengel sein, für sie sparen und sorgen und darüber wachen, daß das, was sie einst bekommen soll, in Ehren erhalten werde. Kurz, ich will sie mit Euerm Willen heirathen, sprach der Vetter mit einem großmüthigen,

entschlossenen Ton, und diese Worte machten auf das Gemüth des Greises einen so tiefen Eindruck, daß er sagte:

Nun ich danke Dir, Vetter, für diese Erklärung! Du bist ein edelmüthiger Mensch, du sollst das Mädchen haben; denn ich kenne keinen besseren Mann für sie, als Dich. Und dann kannst Du ja auch mit ihr bei mir wohnen bleiben, wirst mir wie bisher beistehen und meine alten Tage zu erfreuen suchen, nicht wahr? Mein Entschluß steht also fest.

So, jetzt muß ich freundlich gegen sie sein, sprach der Vetter für sich, muß vom Heirathen sprechen und suchen, sie für mich geneigt zu machen, damit das, was sie vom Onkel dereinst ererbt, noch zu dem Meinen fällt und ich sein ganzes Vermögen in meinen Händen habe.

Der Vetter begab sich daher in ihre Wohnung. Als er das Mädchen allein fand, verbreitete sich ein sonderbarer Ausdruck über sein Gesicht; die grauen Augen glänzten vor Freude unter seinen dicken Augenbraunen und drückten böse Arglist aus, indes sich sein Mund zu süßen Worten anschnitt.

Nachdem er ihr den Wunsch und Willen des Onkels eröffnet hatte, fügte er bei: Es ist ja die Bestimmung eines jeden Mädchens zu heirathen, früher oder später. Das thut dabei nichts, wie der Mann heißt, wenn er nur im Stande ist seine Frau zu ernähren, und ihr das Leben angenehm zu machen. Es ist wohl wahr, daß wir in jungen Jahren denken, Liebe, Schönheit und Freundschaft seien Dinge, die großen Werth in diesem Leben haben; aber es sind Träume, die mit den Jugendthorheiten verschwinden. Geld ist die Hauptsache und Geld werden wir genug haben, wenn einmal der alte Filz gestorben ist, was, wie ich hoffe, bald geschehen wird. Ihr haßet mich zwar, doch auch der Haß wird mit der Zeit enden. Verheirathet Euch mit mir, ich werde freundlich gegen Euch sein; wir werden es bequem haben; können nach dem Tode des Alten essen und trinken, wie's uns beliebt, können sogar auf Reisen gehen, da wir reich genug sind und Ihr könnt Euch noch überdies schöne Kleider in Fülle anschaffen. Ueberhaupt würde ich Euch ein Paradies eröffnen, Euch eine Glückseligkeit bieten, wo Ihr Tage der Freude und Wonne haben und die Stunden segnen würdet, in der Ihr Euch meiner Führung anvertraut habt.

Aber nun erhob sich das Mädchen und trat stolz vor ihn hin. Glender, sprach sie, ist das der Dank für die Wohlthaten, die Ihr bei meinem Onkel genießt, daß Ihr ihm den Tod wünscht, und ich soll Euere Frau werden und Euch helfen, ihn nach seinem Tode

noch zu verspotten! Jetzt haße ich Euch nicht nur, sondern verachte Euch, und nie werde ich die Eurige werden. Nun wißt Ihr, woran ihr seid.

Dann ging er zum Onkel hinauf und verleumdete die Nichte auf alle mögliche Weise. Sie wurde gerufen, rechtfertigte sich vor dem Onkel und bat ihn, dem Vetter als einem verschmitzten Menschen und Heuchler doch ja nicht zu glauben; denn sagte sie, er ist ein scheinheiliger Betrüger, dessen ganzes Benehmen gegen Euch nur Falschheit ist, der Euern Tod wünscht, um nachher mit Eurer Hinterlassenschaft ein Freudenleben zu führen. Nie werde ich dem Vetter, den ich verachte, die Hand reichen und ihn heirathen. Ihre Worte hatten jedoch eine ganz entgegengesetzte Wirkung bei dem Alten; er wurde sehr böse und drohte ihr sogar, daß wenn sie bei der Weigerung verharrte, er sie nicht nur vom Hofe vertreiben, sondern gar noch enterven werde.

Ein Monat war bereits vorüber gegangen, da kam eines Abends, der Himmel war wunderschön blau, mit entzückendem Sternenlichte geschmückt und dazwischen glänzte die silberne Sichel des Neumondes, — Elise bleich und mager mit einem schweren Paß unter den Armen zur Base und weinte bitterlich. Sie erzählte schluchzend den Vorfall auf dem Hofe und daß sie zuletzt fortgejagt worden sei, weil sie sich der Heirath mit dem Vetter standhaft widersetzt habe. Nun, das sei kein so großes Uebel meinte die Base, sie könne ja bei ihr bleiben und sie im Hauswesen unterstützen; der Sohn Peter aber dankte Gott, daß es so kam und sagte mit innigster Freude, jetzt will ich erst recht mit aller Lust arbeiten, da Ihr bei uns bleibt. Später schloßen die jungen Leute den Bund der Ehe.

Inzwischen wurde der Onkel schwer krank; es reute ihn allmählig, die Nichte vom Hofe vertrieben zu haben und er wünschte sie im Stillen zurück, während das Vertrauen zum Vetter, dem er bereits sein ganzes Vermögen vermacht hatte, nachdem er aus manchen seiner Reden und Handlungen erfuhr, daß er es wirklich nicht aufrichtig mit ihm meine und mehr dem eigenen Nutzen und Vortheil nachstrebe, als gegen den Wohlthäter erkenntlich sei, — allgemach erlosch.

Gerne hätte er jetzt etwas für Elise gethan, aber das Testament war fertig, und überdies wurde der Kranke vom Vetter mit Argusaugen bewacht.

Da kamen zum Glück, ehe es mit ihm zu Ende ging und wo er noch das volle Bewußtsein besaß, nochmals sein Freund, der Notar, und der Pfarrer des Fleckens zum Besuch. Die Unterredung führte auch auf die Nichte und auf Peter, ihren Verlobten, welche

beide von denselben als Muster von Fleiß, Häuslichkeit und Sittsamkeit gerühmt wurden. Der Onkel in Erwägung des betrügerischen Benehmens seines Vetter's, anderseits über die Tugenden der beiden jungen Leute erfreut, bat den Notar ein neues Testament zu fertigen, das vorige zu kassieren und nun die Nichte Elise zum Universalerben einzusetzen. Dies geschah, das Testament wurde vom Onkel unterschrieben dann, nach einigen Tagen — schied er aus der Welt.

Ein Jahr verfloß, die Kirchweih kam wieder, aber jetzt war auf dem Probsthofe ein anderes Leben. Als Peter und Elise die kirchliche Einsegnung erhalten hatten, wurde nämlich dort das Hochzeitsfest gefeiert

und zwar so stattlich und prächtig, wie selbst die ältesten Leute des Fleckens kein solches erlebten. Auch die Armen und Hilfsbedürftigen wurden gespeist und von ihnen noch nebstdem reichlich beschenkt; dem Vetter dagegen verziehen sie und behielten ihn beim Hofe, wofür er sich von jetzt an aufs dankbarste bewies.

Alsdann nahmen sie das Hofgut in Selbstbetrieb, bebauten es vorzüglich, und als dann noch die Base, nachdem sie ihr Gütchen verkauft hatte, auf Wunsch zu ihnen gezogen war, lebten alle zusammen, vom Himmel begünstigt, das schönste, glücklichste Leben auf Erden.

Neumodisches Fortkommen.

Was treibst denn jetzt, Muckenschnabel, bei dene arbeitslose Zeite? Was i treib? — Jetzt geh' ich in d'Wirthshäuser und fang Händel an, hiernach prügeln sie mich durch, dann werd' ich nausg'schmissen, am andern Tag geh' ich auf's Amt und verklag' die ganz' G'sellschaft.

Da trifft es denn mir immer soviel Schaden-Ersatz und Zeugen-Gebühren, daß i mei ordentliches Fortkommen dabei find! —

Wodurch

unterscheidet sich Mollke von dem Friseur?

Antwort: Mollke operirt mit Heerschaaren, der Friseur aber mit Haarscheeren.

Die neue Glocke.

Eine unverträgliche alte Dame fand beim ersten Geläute der neuen Glocke, daß dieselbe zu hell klinge und nicht genug brumme. „Haben Sie Geduld,“ antwortete man ihr, „sie ist eben noch jung; mit dem Alter wird sie schon brummig werden.“

Genauer Wegweiser.

Fr emder: Kannst du mir nicht sagen, Büble, wo der nächste Weg hinüber geht nach Eryfingen?

Junge: O doch, jetzt ganget Sie immer grad' aus, bis Sie an den Acker kummet, wo meim Vater vor zwei Jahren sein Pflug g'stohlen worden ist, dort gehr's dann links.

Im Unterricht.



„Was genießt der brave Soldat im Frieden?“ —

„Brod, Fleisch, Kartoffeln“ — — —

„Nun ja, das ist wohl richtig, — was genießt er aber außerdem noch?“ —

„Suppe, Brei“ — — —

„Schafskopp und kein Ende; — er genießt die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und die Achtung der Zivilpersonen.“

Ach, wenn es nur immer so bliebe!

Wenn der vom Siege beraufschte Soldat in Feindeslande manchmal die Grenzen der Humanität überschreitet und gegen die unbewehrten und oft auch verarmten Quartierträger anmassend und roh sich benimmt, so ist das nicht zu billigen, aber doch immerhin mehr zu entschuldigen, als wenn die Soldateska im eigenen Lande sich solche Ausschreitungen erlaubt. Gehörige Würdigung solcher Ausschreitungen von kompetenter Stelle, wie in nachfolgendem Geschichtlein, dürfte manches Derartige verhindern.

In dem Kriege gegen den durch Ehrgeiz bis zum eigenen Ruin aufgestachelten Weltheroberer Napoleon I. wurde in ein Dorf eine Abtheilung Soldaten, die gegen Frankreich zogen, einquartiert. Zu einem etwas vom Dorfe entfernten Bauer kamen auch 3 Mann. Da sie erst auf den Abend eintrafen, wurde ihnen das Mittagessen als Nachtessen aufgestellt und bestand in Suppe, Schweinefleisch mit Sauerkraut und Kartoffeln, nebst einem Glas Schnaps für einen Jeden, denn Wein traf man in jener Zeit selten in einem Bauernhause an. Zwei der Soldaten ließen sich's wohl schmecken; der dritte aber, den wahrscheinlich seine Mutter so lange auf dem Rücken herumgetragen und das Brod für ihn gebettelt hatte, bis er es selbst thun konnte, war mit dem Essen nicht zufrieden. „Die Suppe ist nicht besser als eine Sauetränke, das Fleisch stinkt nach Rauch, das Sauerkraut ist holzig und zu mager, das Brod ist zu altgebacken“ u. s. w. schimpfte er, und hörte weder auf die Entschuldigungen des Bauern, noch auf das Zureden seiner Kameraden, die sich darüber schämten und bald in die ihnen angewiesene Kammer in's Bett giengen. „Bauer“, jetzt will ich noch ein Stück Kalbsbraten, eine Maas Wein und ein Stück Schweizerkäs“, schrie er. Der Bauer sagte ihm, daß er von dem Allem nichts im Hause habe. „Du schaffst mir solches her, oder ich spalte dir deinen Schädel“, wüthete der Soldat und zog dabei seinen Säbel aus der Scheide. Erschrocken versprach der Bauer das Verlangte im Wirthshause zu holen. Während seiner Abwesenheit war der Soldat ruhiger und die Bäuerin holte den Bactrog — Mulden waren dort nicht bekannt — und machte die Hebe an, um Morgen frühe Brod zu backen.

Der Bauer kam zurück, brachte eine Maas Wein und Käs, aber keinen Braten, weil eben der ganze Vorrath in der Wirthschaft aufgebraucht war. Nun lamentirte der Soldat wieder entseztlich, suchtelte mit seinem Säbel in der Stube herum, daß Bauer und Bäuerin nicht wußten, in welchem Augenblicke sie eine

Todeswunde empfangen, und daher in größter Angst in die hintersten Winkel sich zogen. Nebenbei wurde aber doch Wein und Käs verzehrt und der Soldat müde. Statt sich zu seinen Kameraden zu begeben, verlangte er, die Bäuerin müsse den Teig aus dem Bactrog nehmen und ihm sein Bett da hinein machen. Sie dachten: „Lieber den Teig zu Grunde gehen lassen, als das Leben verlieren“ und thaten auch das. Nachdem sich der Soldat gelegt hatte, erlaubte er der Bäuerin in's Bett zu gehen, dem Bauer aber befahl er, neben den Bactrog zu sitzen, diesen zu schaukeln! und dabei das Vielein zu singen: „Ach wenn es, ach wenn es nur immer so bliebe!“ Der geängstigte Bauer willfahrte auch hierin und that so Wiegendienst bis nahe Mitternacht. Da zuckte auf einmal der Soldat auf und schrie: „Halt! jetzt will ich einen Kaffee.“

Dortzumal war aber das Kaffeetrinken eine Ausnahme von der Regel. So bekam auch der Schreiber dieser Erzählung am Neujahr, an Ostern, Pfingsten, Kirchweih und Weihnachten Kaffee, die übrigen 360 Tage des Jahres waren regelrechte Suppentage. Er, nebst seinen Geschwistern, ist aber auch nie ein ächter Kaffeefreund geworden; nur seine Schwester Rosa hat manchmal die Mutter gefragt: „Mutter, wann ist wieder Kaffeetag?“

Der Bauer erklärte dem Soldaten, daß in seinem Hause nichts vorhanden sei, was zu einem Kaffee gehöre, nur Milch habe er. Es nützte nichts; wollte der Bauer seines Lebens sicher sein, so mußte Kaffee beigebracht werden. Der Bauer gieng wieder in das Dorf und zwar zum Krämer. Er wußte das Zimmer, in welchem der Gehilfe des Krämers schlief, gieng hin und klopfte am Fenster. „Was gibt's?“ rief eine Stimme drinnen. „Seid so gut und gebet mir die Sachen zu einem Kaffee“, bat der Bauer. „Kommt morgen!“ sagte die Stimme. „Am Gotteswillen steht auf und gebt mir Kaffee, sonst bringt mich einer der Soldaten, die ich im Quartier habe, um“, erwiederte der Bauer. Nun hörte der Bauer aufstehen, das Fenster wurde geöffnet und ein Mann schaute heraus. Obwohl es ziemlich finster war, erkannte der Bauer doch, daß dieses ein anderes Gesicht, als jenes des Krämergehilfen war. „Für wen wollt Ihr Kaffee?“ fragte der Mann. „Für einen meiner Soldaten, sonst sticht oder haut er mich todt“, antwortete der Bauer und erzählte Alles, wie es ihm diesen Abend mit demselben ergangen war. „Geht heim“, sagte der Mann, und saget Euerm Soldaten, morgen Mittag um 12 Uhr werde er den Kaffee auf der Hauptwache bekommen; Ihr kommt um 12 Uhr auch und meldet Euch beim

Major, daß Ihr der Mann seid, der heute Nacht beim Krämer habe Kaffee holen wollen; sollte Euch der Soldat ein Leid zufügen wollen, so kommt sogleich wieder und sagt es mir, und nun: gute Nacht!“

Angstvoll gieng der Bauer nach Hause, ließ die Thürklinke nicht aus der Hand, als er dem Soldaten meldete, daß er keinen Kaffee bekommen, daß aber auch ein anderer Mann als der Ladengehilfe zum Fenster herausgeschaut und ihm so und so gesagt habe; bei der Dunkelheit habe er ihn nicht genau gesehen, aber doch bemerkt, daß er einen starken schwarzen Schnurrbart trage.

Der Soldat sann eine kleine Weile nach, dann sagte er in ganz gemüthlichem Tone: „Es ist auch zu spät, um noch einen Kaffee zu machen; ich trage mein Bett nun hinauf zu meinen Kameraden, damit Ihr Euern Teig wieder herein thun könnt, er möchte sonst zu Grunde gehen; ich habe überhaupt nur Spaß gemacht.“

Die Nacht verlief nun ruhig; die Suppe am Morgen mit Hauskäs und Schnaps war den Einquartierten ganz recht, keiner wollte etwas Besseres. So zufrieden wurde der ganze Vormittag durchlebt und das Mittagessen genügte wieder Allen.

Kurz vor 12 Uhr wurde das Signal zum Antreten gegeben und auch der Bauer marschirte in's Dorf. Auf dem Plage erzählte er einem Soldaten, daß er von einem Manne, der dort beim Krämer wohne und wahrscheinlich auch ein Soldat sei, geheißt wurde, um 12 Uhr zum Major zu kommen, er wisse nun nicht, wo er werde hinmüssen. Der Soldat sagte ihm, daß der Major Punkt 12 Uhr hieher komme, der Bauer möge also nur noch ein wenig warten, er wolle ihn dann dem Major zeigen.

Mit dem Schlag 12 Uhr erschien der Major, und der Bauer erkannte an dem schwarzen Schnurrbarte, daß es derselbe Mann sei, mit dem er heute Nacht gesprochen. Der Major wurde nämlich beim Krämer einquartiert, und weil des Gehilfen Zimmer das tauglichste war, da einlogirt.

Der Soldat, der den Bauer vorzustellen versprach, war ein Feldwebel; er führte den Bauer vor und machte militärische Meldung. Der Major kommandirte: „Achtung! Rechts richt't Euch! Sieht! Gewehr in Arm!“ Es war eben noch das alte Exerzitium. „Bauer, zeigt mir nun den Mann, für den Ihr heute Nacht Kaffee haben wolltet“, sagte der Major. Der Bauer lief einige Schritte an der Front hin, deutete auf seinen Soldaten und sagte: „dieser ist es“. „Vorgetreten! Kreis formirt!“ kommandirte der Major wieder. „Nun erzählet ganz laut, wie es Euch mit

diesem Soldaten seit gestern Abend ergangen ist, verschweiget Nichts, aber setzt auch nicht Unwahres bei!“ sagte der Major zum Bauern. Der Bauer erzählte nun Alles und auch daß der Soldat so ordentlich geworden sei und das Bett selbst in die Kammer getragen habe. „Soldat, was hast Du gegen die Angaben des Bauern zu sagen?“ fragte der Major. Der Soldat schwieg still. „Kreis geöffnet! Korporal: Langstuhl und Rohr! — Kreis geschlossen! dem Soldaten 25! Bauer, nach jedem Streich singet Ihr das Liedlein, das Ihr gestern Nacht neben dem Bactrog singen mußtet“, kommandirte der Major weiter.

Nun pfliff es auf den Hinterteil des Soldaten, und der Bauer sang: „Ach, wenn es, ach wenn es nur immer so bliebe!“ „Füi“, machte es wieder durch die Luft auf die Hosens des Soldaten. „Ach, wenn es, ach, wenn es nur immer so bliebe!“ sang der Bauer abermal, und so gieng es fort, bis nach dem zehnten Prügel. Nun hob der Bauer die Hände auf und bat flehentlich: „Ach, Herr Major, begnadigen Sie doch den Soldaten, er ist ja so ordentlich gewesen, als ich von Ihnen zurückgekommen war; hat sich sein Bett selbst zurecht gemacht und kein böses Wort mehr gesagt; seien Sie gnädig!“ Der Major, der im Dienste sehr pünktlich und strenge war, konnte aber auch sehr mild sein. Er pardonnirte auf des Bauern Bitte den Soldaten und ich glaube nicht, daß dieser sich je im Quartier wieder hatte wiegen und singen lassen.

Müller'sches Aufgebot!

Es wird anmit zur öffentlichen Kenntniß gebracht, daß untenstehende Brautleute eine Ehe zu schließen Willens sind.

Der ledige

Johann Kaspar Müller, Müller von Müllheim, Sohn des † Martin Müller, Müller in Müllberg und der Wittve Benedikta Müller, geborene Müller von Müllingen, jetzt in Müllholzen

und die ledige

Theresia Müller, Tochter des Müllers Franz Josef Müller in Müllingen, früher in Müllburg und seiner Ehefrau Katharina Müller, geborene Müller in Müllhofen.

Einsprachen dagegen haben in Müllheim, Müllholzen, Müllingen, oder Müllhofen zu geschehen.

Müllhausen den 1. April 1878.

Königl. Kreisgericht: Königl. Notariat:

v. Müller.

Müller.

vdt. Müller, Aktuar.

Mit Erlaubniß.



Dame: „Sie Schaffner, darf in diesem Coupé geraucht werden?“

Schaffner: „Wenn die Herren, die drin sitzen, nichts dagegen haben.“

Wohlfeile Zwiebeln.

An einem schönen Morgen eines der letzten Tage des Monats Januar ging der Kaspar von B., eine große und starke Persönlichkeit, welche durch öfteren Genuß von Geröstetem und Gebratenem nebst einem täglichem Zusatz von ein bis zwei Liter gutgebranntem Kartoffelgeist in den letzten Jahren seinen körperlichen Umfang ziemlich erweitert hatte, nach Schaffhausen um seinem Gläubiger den Jahreszins abzustatten.

Vor seinem Weggang von Hause erhielt er noch von seiner Frau den Auftrag, aus der Stadt ein Pfund Zwiebeln mitzubringen, welchem der Kaspar Folge leistete und nach Besorgung seiner oben angegebenen Geschäfte ein Pfund Zwiebeln für den Preis von 30 Rappen einkaufte. Auch dachte er, als er durch die Stadt und an dem Kaufladen des Herrn Pfister vor-

beiwanderte: ich muß noch ein paar Loth Pfeffer mitnehmen und schwenkte sofort rechts in den Kaufladen ein. Da aber unser Kaspar nicht sogleich expedirt wurde, indem der Kaufmann noch mehr Leute zu bedienen hatte, wurde er ungeduldig, lief im Schnellschritt, da mittlerweile der Magen seine Forderung geltend machte der nächsten Wirthschaft zu und nahm als Mittagmahl $\frac{3}{4}$ Duzend Würste und mehrere Gläsern Kartoffel- und Zwetschgenwasser zu sich.

Nachdem er sein Mittagmahl beendet hatte und dann den Himmel natürlich für eine Passgeige ansah, dachte er endlich an die Heimreise und daß der Eisenbahnzug von Neuhausen her bald kommen müsse. Rasch brach er auf und erreichte trotzdem seine Schritte ziemlich wankten noch rechtzeitig den letzten Eisenbahnwagen, bevor der Zug der Stadt adieu sagte.

Als nun der Zug seinen vorgeschriebenen Weg fortsetzte, sagte unser Kaspar auf einmal in einem ganz wehmüthigen Tone: „Ach o Himmel wo hab ich meine Zwiebeln?“ nach kurzem Nachdenken aber nahm sein Gesicht wieder die gewöhnliche Röthe an, wobei er dachte: „Der Gescheldte weiß sich zu helfen“. Endlich brauste der Zug in den Thayingen Bahnhof ein, wo er bald hielt; sogleich eilte der Kaspar im Lauffschritt dem Telegraphenbureau zu und ließ eine Depesche, welche zum Auffuchen seiner Zwiebeln bestimmt war, nach Schaffhausen abgehen, die ihn auf 2 Franken 60 Rappen zu stehen kam. Ungefähr über zwei

Stund auf eine Rückantwort wartend und da immer noch nichts Gewisses von seinen Zwiebeln ankam, eilte unser Kaspar auf außergewöhnliche Art dem Billetschalter zu, kaufte ein Billet für 65 Rappen und reiste mit dem soeben von Gottmadingen ankommenden Zuge wieder nach Schaffhausen zurück um seine Zwiebeln selbst aufzusuchen. Da aber Kaspar dieselben nicht aufzufinden vermochte und in Folge dessen starke Schweißtropfen von seiner sehr großen Stirne herabrannen, labte er sich hernach tapfer in einer nahegelegenen Restauration wiederum mit etlichen Würsten und einer schönen Portion Branntwein, wonach er dann mit dem letzten Zuge wieder nach Thayingen zurückfuhr.

Von hier aus mußte unser Kaspar die Heimreise noch über zwei Stationen zu Fuß machen, was schließlich eine große Belästigung für ihn war, worauf er dann erst spät nach Mitternacht und zwar ohne Zwiebeln zu Hause ankam.

tholische Christenheit seit 1846 bis zu diesem Tage regierte, erreichte ein Alter von nahezu sechsundachtzig Jahren. Er wurde den 13. Mai 1792 in Sinigallia geboren. 1815 trug er sich mit dem Gedanken Militär zu werden, wählte dann aber, seiner zarten Gesundheit wegen, den geistlichen Stand. 1832 wurde er von Gregor XVI. zum Bischof von Imola, 1840 zum Kardinal erhoben. Im Juni 1846 erwählte ihn das Konklave zum Papst.

Pius IX. begann die Laufbahn des kirchlichen Oberhirten und weltlichen Herrschers mit Reformen, die ihn als einen Führer der liberalen und national-italienischen Bewegung erscheinen ließen. Jedoch nachdem die Forderungen des römischen Volkes immer weiter gingen und der Papst keine fernere Zugeständnisse mehr machen wollte, floh er aus Rom und begab sich unter den Schutz Ferdinand's II., der ihm in Gaeta ein Asyl anwies.

Am 6. Februar 1849 erklärte eine mittlerweile durch allgemeine Volksabstimmung gewählte Constituante Pius IX. seiner Herrscherrechte verlustig und ruft die Republik aus. Mazzini kommt nach Rom und konstituiert ein revolutionäres Triumvirat. Der Papst aber appellirt jetzt an die fremden Mächte. Die konservative französische Republik unternahm es die liberalere Schwesterrepublik zu vernichten, und immermehr wurde in die Reaktion zurückgesteuert.

Aber die Einheitsbewegung hat mit Villafranca nicht abgeschlossen, sondern, Rom selbst und einige feste Plätze ausgenommen, gingen die päpstlichen Staaten in der Monarchie Viktor Emanuels auf.

Die folgende Zeit können wir eine Periode der Aloktionen und Enzykliken nennen. Mit immer neuem Eifer hat Pius IX. die Akte des italienischen Königs und Parlaments angegriffen. Auch mit Spanien geräth er in Konflikt, als Isabella vertrieben wird. In gleicher Weise erhebt sich Streit gegen Oesterreich, welches sein Konkordat revidiren möchte.

Um aber auch hier dem kirchlichen Kampfe eine friedlichere That entgegenzustellen, sei erwähnt, daß in das Jahr 1868 die Trockenlegung der Sümpfe von Ostia fällt.

Ende 1867 war ein ökumenisches Konzil ange-

kündigt worden; man setzte diese Versammlung aller Bischöfe, unstreitig das größte Ereigniß im Lebensgange Pius IX., auf den 8. Dezember 1869 fest. Heftige Kämpfe begannen im Schooße der Kirche wegen der geforderten Infallibilitätsklärung. Als sich das Konzil wirklich versammelte, nahmen die Verhandlungen einen stürmischen Verlauf, aber trotz des Widerstandes einiger hervorragenden Kirchenfürsten wie Strohmaier, Gesele, Ketteler, Dupanloup siegen zuletzt die Anhänger der Infallibilität. Pius IX. erlebte die Genugthuung, auch die letztgenannten Gegner des neuen Dogmas sich ihm schließlich unterwerfen zu sehen.



Papst Leo XIII.

Diese Erfolge vernichteten freilich das Einigungs-Bestreben der italienischen Nation nicht. Es folgte im September 1870 der Abzug der Franzosen aus Rom und der Einzug der italienischen Truppen — der empfindlichste Schlag für den Papst, welcher so den letzten Rest seiner weltlichen Herrschaft verlor. Ein neuer Abschnitt der päpstlichen Geschichte fängt hier an; ein Geschichtsabschnitt voller Ereignisse! Italien versucht umsonst den Ausgleich, welchen Pius energisch von der Hand weist. Mit Deutschland aber nimmt die Fehde einen noch heftigeren Cha-

rakter an, als Bismark den „Kulturkampf“ inauguriert. Zahllose Breven und Aloktionen haben die Gläubigen viele Jahre hindurch in Athem gehalten, die politische Welt nicht gleichgültig gelassen. Die kirchenpolitischen Geseze, die auf der Halbinsel, in Deutschland, in der Schweiz, in Brasilien erlassen wurden, bildeten einzeln den Gegenstand von ebenso vielen Meinungsäußerungen des päpstlichen Greises, der sie unerbittlich zensirte und verdamnte. Jede Sedisvakanz eines Bisthums, jede Kardinalsernennung verschärfte den Streit. Nachdem er das Interdikt einen Augenblick von dem sterbenden König von Italien genommen hatte, kehrte der Papst zu der früheren Unversöhnlichkeit zurück.

Nun ist Pius IX. der lange drohenden Krankheit, welcher er mit seltener Körperkraft und geistiger Heiterkeit trogte, erlegen. Kein Papst hat länger regiert, Wenige sicherlich haben mehr gekämpft. Und mitten im Kampfe läßt er die Kirche zurück.

Den 28. Mai starb Lord John Russell im

Alter von 86 Jahren, einer von den wenigen wirklich bedeutenden englischen Staatsmännern der Gegenwart.

Den 12. Juni starb zu Paris Georg V. Erbkönig von Hannover. Er wurde am 27. Mai 1819 in Berlin geboren und erblindete gleich nach der Geburt.

Er war einer der unpopulärsten Fürsten Deutschlands und seine Anschauungen von der Königswürde entsprachen mehr denjenigen des Hauses Stuart als denen des Hauses Hannover. Mit der Verfassung des Landes stand er stets auf dem Kriegsfuße, nebstbei wurde er von den Pietisten ausgebeutet. Lange Zeit war ein Friseur das Faktotum des Monarchen. Wie das Jahr 1866 den König Georg fand und welches Schicksal es ihm bereitet ist bekannt. Als Verbannter verließ er sein Land, das alsbald mit Preußen vereinigt wurde.

Georg lebte nach seinem Sturze abwechselnd in Gieging, in Gmunden und in Paris. Eben mit der Ueberfledelung von Paris nach Gmunden beschäftigt, ereilte den noch nicht Sechzigjährigen unerwartet der Tod. Möge er auch hier seine sühnende Kraft bewahren, des zu Sühnenden hat das Leben und Walten des letzten Königs von Hannover eine Fülle geschaffen.

Der russisch-türkische Krieg fand seit der Wanderer das letzte Mal die Reise zu seinen Freunden angetreten den vorauszusehenden Abschluß. In Europa jenseits des Balkans wie in Armenien mußten die Türken der Ueberzahl der seit der Niederlage bei Plewna neu organisierten Feinde weichen, die endlich vor den Thoren Konstantinopels den Frieden diktierten. Es war im Interesse Englands, die Türkei ihren Grobern nicht völlig Preis zu geben. Seine Flotten sandte es in die Dardanellen um den Russen ein Schach zu bieten und gegen das Friedensinstrument von St. Stefano erhob es den energischsten Protest, in welchem es sich der Unterstützung Oesterreichs erfreute. Beide brachten es zu einer Revision der Abmachungen von St. Stefano durch einen europäischen Kongreß der im Juni 1878 endlich in Berlin zusammentrat und den russischen Ansprüchen nebstbei aber auch denen der kleinen Donaufürstentümer und Griechenlands, sowie Italiens einen Dämpfer aufsetzte. England und Oesterreich kamen selbstverständlich nicht zu kurz; für ihre warme Theilnahme an den Geschicken der Türkei machten sie sich mit der Beschlagnahme ganz ansehnlicher Brocken des in Zersetzungs begriffenen Türkenlandes bezahlt. Deutschland darf seiner Staatsleitung Dank wissen, daß es durch diese Vorgänge auf der Balkanhalbinsel und in Kleinasien nicht in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Der Berliner Kongreß hat eine so gründliche Um-

gestaltung der Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel vorgenommen, daß es sich wohl verlohnt, näher auf dieselbe einzugehen. Einen annähernd richtigen Begriff der von der Türkei abgetretenen Gebiete dürfte man aus folgendem gewinnen.

Die Türkei, welche vor dem Kriege ungefähr 6517 Quadratmeilen (ausschließlich der Vasallenstaaten) mit 10 Millionen Einwohnern besaß, behält im günstigsten Falle, d. h. wenn die Griechen nichts bekommen, nur noch 3237 Quadratmeilen mit $5\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern — jedenfalls die stärkste Amputation, welche der Großherr sich seit mehr als hundert Jahren hat gefallen lassen müssen. Den Löwenanteil von der türkischen Beute erhalten die Bulgaren und Oesterreich.

Das neue Fürstenthum Bulgarien umfaßt 1150 Quadratmeilen mit 1 700 000 Einwohnern darunter etwa 682 000 Muhamedaner.

Das zu dem Fürstenthum Bulgarien gehörige, aber auf das Verlangen Englands und Oesterreichs in eine besondere „autonome Provinz“ unter türkischer Oberhoheit verwandelte Ost-Rumelien, südlich vom Balkan umfaßt 630 Quadratmeilen mit 1 Million Einwohner, unter welchen sich vor dem Kriege 270 000 Muhamedaner befanden, welche Zahl jedenfalls bedeutend zusammengeschmolzen ist.

Rumänien, welches bis zum Kriege 2201 Quadratmeilen mit 5 073 000 Einwohnern hatte, muß Bessarabien mit 150 Quadratmeilen und 136 600 Einwohnern abgeben und erhält dafür die Dobrudscha mit ungefähr 240 Quadratmeilen und 174 900 Einwohnern. Das Geschäft ist ein ziemlich schlechtes. Serbien, welches bis zum Kriege 783 Quadratmeilen mit 1 366 923 Einwohnern hatte, erhält jetzt 210 Quadratmeilen mit 280 000 Einwohnern; denn der größte Theil dessen, worauf die Serben ihre Hand zu legen wünschen, fällt an Oesterreich, nämlich Bosnien und die Herzogewina.

Montenegro, welches bis zum Kriege 78 Quadratmeilen mit 170 000 Einwohnern hatte, muß sich mit 80 Quadratmeilen und 50 000 Einwohnern begnügen. — Ob Griechenland zu einer Grenzberichtigung gelangt, ist noch völlig unklar.

Weniger durchgreifend als in Europa sind die Veränderungen in Asien, wo Rußland seinen Hauptgewinn mit 600 Quadratmeilen und 800 000 Einwohnern einstreicht. Die Türkei behält trotz dieser Verkürzung noch immer in Asien allein 34 260 Quadratmeilen mit 16 Millionen Einwohnern. Der Beuteanteil Englands besteht in der Insel

Cypern mit 178 Quadratmeilen und 150 000 Einwohner.

In Folge der Berliner Vereinbarungen verliert die Türkei den Tribut von Rumänien, Serbien und Aethos, zusammen Tributverluste 1 274 000 Mark; an Entgang von Steuern aus den abgetretenen Provinzen bez. Steuer-Reinertrag, da die Einhebung derselben (Zehent-, Schafsteuer, Kopfsteuer etc.) Bäckern übergeben ist, in Summa rund 31 274 000 Mark oder ca. 10 pCt. der gesammten Einnahmen des ganzen ottomanischen Reichs.

In Italien folgte in der Regierung dem † König Viktor Emanuel sein Sohn Humbert.

Nach Pius blieb nicht lange ohne Nachfolger. Die Wahl des neuen Papstes ist sehr rasch von Stat-ten gegangen.

Am Montag schloß sich das Kardinals-Kollegium ins Konklave ein, Diens-tags begann das Scrutiniren — und Mittwochs nach ein Uhr war in Rom der Name des Kardinal Pecci als des neuen Papstes bereits verkündet. Diese Papstwahl ge-

hört zu den kürzesten in der Geschichte der Konklaven. Pecci, nunmehr Leo XIII., galt als eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des heiligen Kollegiums. Er vereint in richtiger Mischung die apostolische Sanftmuth mit der administrativen Strenge. Er weiß sich beliebt und gefürchtet zu machen. Er ist hochgewachsen und mager wie ein Abzet. Sein Kopf hat etwas Feines, die Gesichtszüge sind kräftig, ruhig, etwas eckig, die Stimme wohlklingend, wenn er eine Rede hält, leicht näselnd, wenn er familiär spricht. In den Beziehungen des Privatlebens ist er einfach, zärtlich, liebenswürdig, voll Geist.

Pecci wurde den 2. März 1810 zu Carpineto, unweit Rom, geboren. Mit seinen 68 Jahren steht er im richtigen Papstalter.

Welche Richtung Pecci einschlagen werde, kann es Semand mit Gewißheit sagen? Alle Anzeichen sprechen dafür, daß er die Rechte der Kirche streng wahren, aber dennoch es sich zur Hauptaufgabe machen wird, sie wieder mit den weltlichen Mächten zu versöhnen. Namentlich kann man eine Wendung zum Bessern bezüglich der Verhältnisse mit Deutschland, die weder dem einen noch dem andern der Streitenden, am wenigsten aber dem Volk zu Gute kamen, fast mit



Präsident Mac Mahon erklärt die Ausstellung für eröffnet.

Sicherheit voraussetzen.

In Frankreich hat nach Auflösung der alten Kammern der Volkswille abermals eine republikanische Vertretung nach Paris gesandt. Die Tiefe des Abgrundes, die zwischen der bisherigen Politik des Präsidenten Mac Mahon und der Landesmajorität gähnte, wurde glücklich überbrückt durch ein Nachgeben des ersteren. Vor der Macht der Verhältnisse sich beugend entließ er die Broglies, Vatbies und Buffet's um ein Ministerium der Linken um sich zu versammeln. Mac Mahon hat sich auf den Standpunkt eines persönlich unverantwortlichen Staatsoberhauptes begeben und

nach aller Voraussicht wird nun Frankreich eine längere Periode ruhiger Entwicklung genießen.

Das würdigste Fest mit welchem diese eingeleitet werden konnte, ist die Pariser Weltausstellung.

Der 1. Mai 1878 ist der Tag, an welchem der Präsident der französischen Republik die feierlichen Worte sprach; „Die Weltausstellung ist eröffnet.“ Auf dem gewaltigen Raume an den Seine-Ufern, dessen Bauten und Straßen an den Krieg erinnerten, an siegreiche Generale und den Schlachtengott selber, thürmen sich heute weite Hallen, angefüllt mit Schätzen aus allen Ländern, umgeben von dem Idyll grüner, lachender Gärten. Die menschliche Arbeit feiert dort ihren großen Festtag.

Wer möchte es dem Nachbarvolke verdenken, wenn es mit Stolz auf diese Ausstellung blickt, die ein historisches Ereigniß ist? Was die Jahrtausende erschaffen, geübt, der Vollkommenheit entgegengeführt, was von Geschlecht zu Geschlecht im Schweiße erworben, mit Zähigkeit festgehalten worden, was der Geist der Menschheit entdeckt und ihre Hand gestaltet hat — es fügt sich zu einem einzigen Bilde der Freude zugleich und der Aneiferung. Sieben Jahre nach furchtbaren Niederlagen und innerer tiefster Entzweiung stellt Frankreich dieses Bild vor die Augen der Nationen. Geschick, Fleiß und weise Beschränkung haben ihm wieder Kraft gegeben.

In unserm großen deutschen Vaterlande sind es theils fortbauende innere Wirren, theils die Einflüsse der allgemeinen Weltlage, die eine Beruhigung der Gemüther und wesentliche wirtschaftliche und politische Fortschritte nicht in Fluß kommen lassen, trotzdem es uns fortwährend gelungen, nach außen diejenige Stellung zu behaupten, die einem umfangreichen, im Centrum von Europa gelegenen, durch warmen Patriotismus und klares Bewußtsein uralter Stammesgleichheit einer gebildeten Bevölkerung getragenen Staatswesen ziemt. Wenn auch die Gegensätze konfessioneller Natur in der neuesten Zeit ihre Schärfe verloren haben, so hindern die noch übrigen Differenzen leider nur zu sehr die baldige Herstellung einer festen Grundlage auf welcher allein eine gedeihliche wirtschaftliche Fortentwicklung unter Berücksichtigung der berechtigten Interessen Aller Blag greifen kann; diese Grundlage aber besteht in der rückhaltlosen Durchführung des konstitutionellen Prinzips, in dem Festhalten an freiheitlichen Errungenschaften, für welche das deutsche Volk länger als ein halbes Jahrhundert streiten mußte und die es sich nicht mehr nehmen lassen kann.

Im Gegensatz hierzu hält es die Reichsregierung für angezeigt, ihren Standpunkt mehr nach rechts zu verlegen und sich auf die konservativen Elemente der Volksvertretung zu stützen. Gewinnt sie auf diese Weise eine Majorität im Reichstage, so sind wir sicher, daß der Volksvertretung das wichtigste konstitutionelle Recht der Steuerbewilligung erheblich geschmälert wird, abgesehen von sonstigen Maßregeln, die vor allem für uns Süddeutsche, die wir an ein höheres Maß der Freiheit gewöhnt sind als die Brüder im Norden, sehr befremdend sein werden. Im Momente, da solcherlei Fragen die Gemüther in ernster Weise aufregten, erfolgten in Berlin Ereignisse, die man kaum je für möglich gehalten hätte. Auf unsern 81 jährigen Kaiser wurden zweimal hinter einander Mordversuche gemacht. Das erste Mal verfehlte glücklicher Weise die Kugel ihr Ziel; beim zweiten Attentat wurde leider der greise Monarch schwer verletzt. Beispiellose Bestürzung, lauter Schmerz, gewaltige Entrüstung, Angst und Sorge um das Leben des Verletzten ergriff die gesammte Nation. Doch durch Kaiser Wilhelms — trotz hohen Alters — noch ungeschwächte Körperkraft die liebevolle persönliche Pflege von Seite der Kaiserin, und der Kaisertochter, der Großherzogin von Baden und die Kunst der ersten ärztlichen Autoritäten Berlins wurden diese Wunden geheilt und der Fürst seinem treuen Volke erhalten.

Aber kaum waren diese scheußlichen Verbrechen begangen worden, als auch schon Versuche gemacht wurden, ganze Parteien für dieselben verantwortlich zu machen. Der Liberalismus hängt den einen der verworfenen Attentäter an die Rockschöpfe der Sozialen. „Seht da die Frucht Eueres Unglaubens, Eueres Laisser aller, Euerer Freiheit“ riefen beim zweiten Attentat die Frommen den Liberalen zu. In einzelne Stimmen der Presse plaidirten gerabezu für den Belagerungszustand. Eine Begriffsverwirrung ohne Gleichen, Parteien, ja das ganze Volk für die Rückslosigkeit verkommener Einzelner verantwortlich zu machen. — Inzwischen wurde der Reichstag, der ein nach dem ersten Attentat ihm unterbreitetes Ausnahmengesetz gegen die Sozialisten verworfen, aufgelöst und der 30. Juli als der Tag der Neuwahlen für ein Parlament festgesetzt, das nicht nur weitgehende Ausnahmengesetze, sondern auch noch weitergehende Steuer-gesetze genehmigen, den neuen Finanzplan von Bismark, wesentlich in Vermehrung indirekter Steuern bestehend, realisiren und auch das militärische Septennat verlängern helfen sollte. Das deutsche Volk hat am Wahltag gesprochen; die Physiognomie des nächsten

Des andern Morgen erzählte er mit großer Beredsamkeit die ganze Geschichte seinem Nachbar Benedikt, wobei er bemerkte: „Ich bin nur noch glücklich, daß

die Geschichte Niemand weiß, sonst könnte es schließlich der Wanderer noch ausplaudern.

Von den Weltereignissen.

Die besten Hausfrauen sind bekanntermaßen diejenigen, von welchen man am wenigsten spricht. Fast hat der Wanderer Lust diesen Satz auch auf die geschichtlichen Jahresläufe der menschlichen Gesellschaft anzuwenden. Die in einzelnen Jahresperioden erreichten intellektuellen und moralischen Fortschritte und sozialen Vervollkommnungen derselben können der Natur der Sache nach nur sehr langsame und allmähliche sein. Wäre dies unrichtig, nun dann sage mir lieber Leser, welche ungeheuerer Stufe reiner Menschlichkeit müßten wir im Laufe von vielen Jahrtausenden nicht erklimmen haben? Wäre nicht schon längst die Erde zum Himmel und die Glückseligkeit, die wir erst vom Jenseits erwarten, wie dem Einzelnen so dem Ganzen in ihrem vollen Umfang zu Theil geworden? Freilich da wäre des Kalendermanns Aufgabe eine leichte; mit wenigen Strichen wäre dieses selige Erdenwallen der Weltbürgerschaft gezeichnet. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Arbeit und Kampf, Mühsal, Noth und Tod begleiten den Einzelnen, wie ganze Völkerstämme von der Wiege an zum Grabe. Wüsten, Steppen, tobende Meere, verheerende Wildwasser, Sturm und Unwetter, daneben seltene grüne Oasen, nur vereinzelte traute friedlichstille Eilande, nur dann und wann ein süßlächelnder blauer Himmel mit wärmend belebendem Sonnenstrahl; — das ist das Welttheater und ein geplagter Mann der Chronist, dem die Aufgabe gestellt wird, den wirbelnden Durcheinander mit Worten zu fixiren.

Die Todtenliste von Juli 1877 bis dahin 1878 ist diesmal eine besonders schwere.

1877: Den 6. Juli starb Hofrath Hackländer, ein fruchtbarer und beliebter Romanschreiber; ihm folgte am 12. Juli seine Landsmännin und Kollegin Dittlie Wildermuth.

Den 13. Juli wurde aus dem Zeitlichen abgerufen

Wilhelm Emanuel von Ketteler, Bischof von Mainz. Wenige Kirchenfürsten hat Deutschland gehabt, die wie dieser streitbare Mann, der länger als ein Vierteljahrhundert auf dem Stuhle des Willigis saß, in weiser und praktischer Thätigkeit sich hervorgethan haben. In Kettelers Seele lebte das Ideal einer Erneuerung des Katholizismus und seiner Welt Herrschaft durch Aufnahme der modernen Ideen, der politischen, wie der sozialen, in die Sphäre der Kirche und ihrer Propaganda. Sein Tod reißt eine weite Lücke in die Reihen des Ultramontanismus, die sich wohl kaum wieder schließen wird.

Den 4. August starb der preussische General-Feldmarschall Karl Friedrich von Steinweg, berühmt durch seine militärischen Erfolge im böhmischen Kriege 1866 und deutsch-französischen Kriege 1870.

Den 29. August ereilte der Tod den Mormonenhäuptling Brigham Young in der Salzseestadt.

Den 3. September starb Louis Adolphe Thiers, geboren den 16. April 1797 in Marseille. Er hätte zu keiner Zeit mehr beklagt zu Grabe steigen können. Die letzten Jahre seines Lebens haben seinen Ruhm vermehrt, sie ließen ihn manches Verdienst erwerben, welches den Leistungen der Jugend und des Mannesalters gleichkommt, sie übertrifft, und auf den mehr als achtzigjährigen Mann hat eine ganze große Partei, die Trägerin des republikanischen Gedankens in Frankreich, ihre Hoffnungen gesetzt. Es ist ehrenvoll und beneidenswerth so aus dem Kreise der Lebenden zu scheiden und man dürfte die Manen des Verstorbenen nach dem langen und strengen Tagewerk, welches er vollbracht, glücklich preisen, wäre nicht der Abschied dennoch ein verfrühter.

Die Befreiung des Landesgebietes, die er mit bewunderter Geschicklichkeit ausführte und welche die



König Humbert von Italien.

Republik dem Ausland als ein Regime würdig des Vertrauens erscheinen ließ, seine Leitung der Staatsgeschäfte als Präsident der Republik, seine Reden, welche die höheren Klassen der republikanischen Idee geneigter machten, die enormen Anstrengungen insgesammt, welche er, der rüstige, thatenlustige Greis gemacht hat, um Frankreich vor den schwarzen Anschlägen der monarchistischen Verschwörer zu retten und die Republik endgültig zu begründen — sie sind herrliche Ruhmetitel, welche die Geschichte, will sie nicht eine Pflicht versäumen, anerkennen, dankbar ehren muß.

Den 12. September starb die Königin-Wittwe Maria von Sachsen und am gleichen Tage der königl. sächsische Musikdirektor Julius Riez, ein um die Beförderung klassischer Musik hochverdienter Mann; am 23. September der Astronom und Direktor der Pariser Sternwarte Le Verrier; am 25. September zu Leipzig der berühmte Arzt und Kliniker Professor Dr. Wunderlich; am 4. Oktober in Karlsruhe der Hoftheaterdirektor Eduard Devrient; am 20. Oktober in Würzburg der Chirurg Hofrath Dr. Linhart; am 29. Oktober zu München der Mitbegründer und Leiter der fliegenden Blätter, Kaspar Braun; am 1. November zu Berlin der „alte Brangel“ königl. preussischer Feldmarschall. Am 8. November starb abermals ein Mitglied des sächsischen Königshauses, die Königin Mutter. Am 5. Dezember starb La Marmora, italienischer Staatsmann und General, der Sproß einer der angesehensten Familien Piemonts. Diesem Minister, der ihm am längsten gedient, folgt der König Viktor Emanuel rasch ins Grab. Eine Krankheit von kurzer Dauer, die aber gleich im Anfange bedenkliche Symptome zeigte, hat die kräftige Mannesgestalt den 10. Januar 1878 niedergeworfen.

Der Sohn Karl Albert's und der Königin Theresia, wurde er den 14. März 1820 geboren. Er wurde nach der von seinem Vater gegen Oesterreich verlorenen Schlacht von Novara König, nachdem sein Vater am Tage der Niederlage abgedankt hatte. Viktor Emanuel schloß mit Oesterreich Frieden, ließ die Verfassung zeitgemäß ausbauen und unterstützte die einsichtsvollen Minister, die, wie d'Azeglio, La Marmora, Cavour, auf verschiedenen Gebieten der staatlichen Thätigkeit Reformen anstrebten. Ein schöner menschlicher Zug von ihm ist es, daß er 1854, als die Cholera in Genua wüthete, seine Hauptstadt verließ, um für längere Zeit mitten unter die Kranken zu gehen, damit die nothwendigen Anordnungen muthiger und eifriger ausgeführt würden.

1855 suchte er Piemont wieder zu größerer Bedeutung im Staaten-Kongreß zu bringen; er sandte im Krimkrieg 17 000 Mann nach dem Orient. In Privatleben war diese Zeit für ihn eine harte: rasch nach einander verlor er seine Mutter, seine Frau, seinen Bruder und eines seiner Kinder.

Die Bethheiligung am Krimkrieg war das Vorspiel zu der Allianz mit Frankreich und zum Krieg gegen Oesterreich. Er übernahm das Kommando seiner sämtlichen Truppen, kämpfte bei Palestro mit, erzwang den Uebergang über die Sesia und zog nach der Schlacht von Magenta gemeinsam mit Napoleon III. in Mailand ein. Bei Solferino standen seine Truppen Benedek gegenüber, der ihnen einen schweren Stand bereitete. Der glückliche Ausgang dieser Schlacht konnte indessen nicht bewirken, daß die Allirten Oesterreich auch aus Venetien zu werfen versuchten. Im Frieden von Villafranka mußte Viktor Emanuel mit der Lombardie verließen nehmen, und es ist ihm die Demüthigung nicht erspart geblieben, für den Gewinn Savoyen und Nizza an Napoleon auszuliefern.

Aber die nationale Bewegung war in Fluß gekommen, Parma, Toskana, Modena, die Romagna standen auf, machten sich unabhängig und plebisitirten für den Anschluß an Sardinien. Bald auch folgte der wunderbare Zug Garibaldi's nach Sizilien, welcher Viktor Emanuel ein neues Königreich in den Schooß warf. Am 26. Februar 1861 proklamirte ihn der italienische Senat und die Deputirtenkammer fast einstimmig zum König von Italien.

Das Jahr 1866 fügte trotz der unglücklichen Schlachten bei Custoza und Lissa Venetien zum Reich Viktor Emanuel's. Der deutsch-französische Krieg schenkte ihm endlich Rom. Jetzt zogen die „Piemontesen“ selbst durch die Porta Pia in die von den Franzosen geräumte Stadt ein.

Viktor Emanuel starb „versehen mit den Tröstungen der Religion.“ Man weiß, daß er immer gläubiger Katholik war und schon 1869, als einmal sein Tod befürchtet wurde, vom Papste die Aufhebung der großen Exkommunikation erwirkte, um die Sakramente erhalten zu können. Dessenungeachtet war er ein Mann des Fortschrittes, ein tapferer Soldat, ein loyaler Fürst, ein redlicher Mensch.

Sein Name ist enge verknüpft mit der Wiederauf-erstehung Italiens, mit der politischen und geistigen Regeneration dieses Landes. Darin besteht sein Werth und sein Ruhm.

Den 7. Februar ist Papst Pius IX. gestorben. Graf Giovanni Maria di Mastai-Ferretti, der die ka-

Reichstages wird sich von der des letzten wenig unterscheiden und der Fürst-Reichskanzler wiederum über keine geschlossene, feste Majorität in dieser Körperschaft verfügen.

Den 31. Mai hat ein beispiellos schweres Unglück die junge deutsche Marine getroffen. Am 29. Mai erst verließ unter dem Kommando des Admiral Vatsch ein Übungsgeschwader, bestehend aus den Panzerschiffen „Preußen“, „Großer Kurfürst“ und „König Wilhelm“ Wilhelmshaven um über Plymouth und Gibraltar ins Mittelmeer zu segeln. Der Aviso „Falke“ sollte sich später dem kleinen Geschwader anschließen. Durch einen furchtbaren Unglücksfall ist der ganze Plan zu nichte geworden. Vor Vorkosten rannte in Folge eines durch die Steuerleute missverstandenen Befehls die Panzerfregatte „König Wilhelm“ in die Seite des „Großen Kurfürsten.“ Ersteres Schiff wurde schwer beschädigt, das letztere liegt auf dem Grund des Meeres und seine wackere Besatzung hat zum großen Theil auch in den Wellen ihr kühles Grab gefunden.

Um nicht in Trübsal und Trauer zu schließen möge noch ein Freudenfest der deutschen Nation hier Erwähnung finden. Den 16. August 1877 fand die fünf- undzwanzigjährige Jubiläums-Feier des Germanischen Museums in Nürnberg statt. Fünfundzwanzig Jahre sind es, seit Freiherr v. Ruffsch in Dresden die Gründung des Germanischen Museums anregte und Dank den Bemühungen und dem freundlichen Entgegenkommen der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine seine diesbezüglichen Absichten ins Werk setzen konnte. Fernerstehenden traten bloß die sichtbaren Erfolge vor Augen, das Wachsen der Sammlung und die Systematisirung derselben; von den unsäglichen Kämpfen und Bemühungen, diesen Erfolg zu ermöglichen, davon hatten die Wenigsten eine Ahnung. War doch das Museum von Anbeginn an eine Anstalt, die sich bloß auf das Vertrauen und die Beiträge stützte, welche das deutsche Volk demselben und damit seiner Geschichte und Vergangenheit entgegenbrachte. Es mußte aber die Begeisterung hiefür im Volke erst wachgerufen und geweckt, es mußte gezeigt werden, daß es sich um eine Aufgabe handle, die mit dem innersten Ehrgefühl der deutschen Nation zusammenhing. Nur der zähen und unbeflegbaren Ausdauer, den eminenten Anlagen und Geisteskräften und dem unerschütterlichen Vertrauen des Gründers in seine Schöpfung war es möglich, so viel zu leisten, daß nach 10 Jahren die Anstalt auf eigenen Füßen stehen konnte. Die Kartause, eine halbe Ruine, wurde durch ihn für die

Zwecke des Museums nothdürftig zwar, aber den ersten Anforderungen entsprechend in Stand gesetzt, Freunde



Untergang des Panzerschiffes „Großer Kurfürst.“

und Gönner waren gewonnen, Beiträge um Beiträge gingen ein und die Regierungen und Fürsten unterstützten in bereitwilliger Weise das große deutsche Unternehmen.

A la Jardinière.

Die Frommen beklagen sich, daß die Feiertage immer weniger respektirt werden. Diese seltsamen Leute scheinen nicht zu wissen, daß es zu keiner Zeit mehr und allgemeiner gefeierte Feste gegeben als heute: Feuerwehr-, Krieger-, Turn-, Gesang- und andere Feste ohne Ende. Und gar die Fastnacht. Früher dauerte sie ein paar Tage lang, heutzutage aber das ganze Jahr hindurch. Kinder, Fräulein und junge Herren, nicht minder auch zuweilen hochbejahrte Onkels mit Silberhaaren, erscheinen sie nicht in Aufzügen, die den Maskeraden auf ein Haar gleichen; Damen in Zuppen, Tiroler- und Matrosenhüten, Herren mit Schwal, Schleier und bunten Bändern um Kopf und Leib! Aber das gute Ueberlingen scheint noch nicht so weit gediehen zu sein im Fortschritt; da wundern sich die närrischen Leute noch, als eines schönen Morgens der Gastwirth K. durch die Stadt wandelte mit einem von der Puzmacherin zierlich mit Agraffe, Bändern, Schleier und Blumen geschmückten Strohhütlein auf dem Kapitol, dem Landungsplatz der Dampfschiffe

zusteuernd, um einen Abstecker nach Konstanz zu machen. Tolle Leute; sogar in dem Kalender wollen sie die Geschichte bringen, in der Meinung der Herr habe aus Versehen die Kopfbedeckung seiner Frau aufgesetzt. Doch nein, da wird nichts daraus; der Wanderer kennt sich in der Mode schon soweit aus, daß er dem Geschmacks des Ueberlinger Bummlers keinen Stein in den Weg legt!

Ein Barbier hatte sich entschlossen seinen Vuben ein Doktor werden zu lassen: „Hörst du Ignaz pass mir auf, ein Doktor sollst du werden.“ — Erschrocken und heulend meinte dieser: „Das ist rein unmöglich, Vater, nicht einmal eine Fliege könnte ich umbringen.“

Zahrmart-Verichtigungen.

Nachdem das Zahrmartverzeichnis schon gedruckt wor, sind noch folgende Verichtigungen eingetroffen. Buchheim hält keine Märkte mehr.

Gtillingen hält zwei weitere Vieh- und Pferdemarkte am 31. März und 30. Juni.
Müllheim hält Weinmarkt am 19. Mai.
Offenburg hält Weinmarkt am 20. Mai.
Osterburken hält Schweinemarkte am 20. Januar, 17. Februar, 17. März, 31. April, 19. Mai, 16. Juni, 21. Juli, 18. August, 15. September, 20. Oktober, 17. November, 15. Dezember.
Säckingen hält Krämermärkte am 6. März, 28. April. Krämer- und Viehmärkte am 20. Oktober, 1. Dezbr., Viehmärkte am 19. Mai, 21. Juli.
Schwenningen hält keine Märkte mehr.
Schweningen hält den Krämer- und Gespinnstmarkt am 10. November.
Staufen hält Krämer-, Vieh- und Fruchtmarkte am 4. März, 20. Mai, 6. August, 5. November.
Stettfeld hält Krämermarkt am 11. November.
Weinheim hält Weinmarkt am 21. Mai.
Weinfelden hält Zahrmärkte am 21. Mai, 20. Okt.

Auflösung der Räthsel.

1. Futteral. — 2. Mit einem T. —

Ergebnis der Gewinnziehung von 1878.

Es erhielt: Nr. 10,967 den ersten Gewinn mit 50 Mark. Nr. 55,018 den zweiten und Nr. 4,747 den dritten Gewinn mit je 30 Mark. Nr. 43,337 den vierten und Nr. 36,986 den fünften Gewinn mit je 25 Mark. Nr. 49,127 den sechsten und Nr. 7,328 den siebenten Gewinn mit je 20 Mark.



Zur gefälligen Beachtung!



Aufgemuntert durch den Beifall mit welchem das letztjährige Prämienbild allgemein aufgenommen wurde, haben wir uns entschlossen auch für den vorliegenden Jahrgang in der Kunstanstalt von L. Baumann & Comp. in Düsseldorf ein höchst gelungenes Genrebild anfertigen zu lassen und bieten dasselbe hiermit als **Prämienbild** an. — Das Blatt, 43/54 Centimeter groß,

„Der kleine Wilddieb“

darstellend, ist in brillantem Velfarbenbruck künstlerisch hergestellt.

Den Abnehmern des „Wanderers“ können wir dasselbe in Folge zahlreicher Anfertigung zu M. 1. 50 erlassen. Das Bild kann durch jede Buchhandlung, sowie durch die Herren Kalenderverkäufer bezogen werden, und ersuchen wir sich hiezu des untenstehenden Bestellscheins zu bedienen.

Konstanz.

Die Verlagsbandlung: **Friedr. Stadler.**

Bestellschein.

Der Unterzeichnete, als Käufer vom „Wanderer am Bodensee für 1879“ (Verlag von Friedr. Stadler in Konstanz) bestellt hiermit bei Herrn

ein Exemplar „Der kleine Wilddieb“ zum Preise von M. 1. 50.

Unterschrift: